



Leseprobe

Lynn Raven

Blutbraut

Romantische Dark Fantasy

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 11. November 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Lynn Raven • Blutbraut

Lynn Raven

Blutbraut





1

Boston, Massachusetts, USA

Die Kondome knisterten in meiner Gesäßtasche. Eines hatte ich haben wollen. EINES! Josh hatte mir gleich mehrere in die Hand gedrückt und grinsend ein »Nur zur Sicherheit!« nachgeschoben. Mein reizender Kollege Josh, der die genialsten Cocktails der Ostküste mixte, das heißeste Lächeln des ganzen Kontinents hatte und gewöhnlich nichts anbrennen ließ. Was hatte mich geritten, ausgerechnet ihn zu fragen? Ach ja. Der Umstand, dass er so gnadenlos schwul war, dass sich vermutlich schon ganze Legionen weiblicher Wesen die Augen wegen so viel Verschwendung ausgehult hatten – und ich deshalb angenommen hatte, er würde mir keinen dummen Spruch drücken. Hatte er genau betrachtet auch nicht, aber irgendwie hatte ich wohl erwartet, er wäre bei der Übergabe etwas ... diskreter. Nun – falsch gedacht, Lucinda.

Ich startete in den fleckigen Spiegel über den Waschbecken. Beinah erwartete ich, dass fremde, glitzernde Augen zurückstarren würden ...

Warum hatte auch ausgerechnet heute der Kondomautomat vor den Toiletten leer sein müssen? – Warum war ich ausgerechnet heute zu dem Entschluss gekommen, dass ich nicht Nein sa-

gen würde, sollte Cris mich heute Nacht fragen, ob ich mit ihm schlafen wollte? – Vielleicht weil Bratt mich zu Beginn meiner Schicht in sein Büro gerufen hatte, um mir nicht nur meinen Lohn für den letzten Monat zu geben, sondern auch um mir zu sagen, dass ich ihm noch mal meine Papiere vorbeibringen sollte, da mit den Daten in seinen Unterlagen etwas nicht stimmte? Vielleicht weil mir in dem Moment klar geworden war, dass meine Zeit mal wieder abgelaufen war? Wobei: Genau genommen war sie das schon eine ganze Weile. Tick-tack-tick-tack-tick. Ich hatte nur den Wecker nicht gehört. – Nein, ich hatte ihn nicht hören *wollen*.

Jetzt hatte ich jedenfalls eindeutig ein Problem: Meine Papiere waren so falsch wie der Name, unter dem mich alle im *Forty-two* kannten. Wenn Bratt – oder irgendjemand anders – sie genauer unter die Lupe nahm, war ich geliefert. Wenigstens hatte er mir meinen Lohn trotzdem vollständig ausbezahlt. Zum Glück. Das Bündel Geldscheine war ein beruhigender Druck in meiner Hosentasche. Ich würde also einmal mehr einfach verschwinden. Ohne ein Wort zu sagen, schlicht nicht mehr zur Arbeit erscheinen. Meine Sachen packen und weiterziehen. Wie immer. Nur dass ich dieses Mal nicht weiterziehen *wollte*. Noch nicht. Wegen Cris. Cris, mit seinen blonden Locken, deren Ansatz mir verraten hatte, dass sie von Natur aus deutlich dunkler waren, und den sanften, hellbraunen Augen. Cris, dessen Anblick mein Herz schneller schlagen ließ und der mich behandelte, als sei ich etwas unendlich Kostbares. Er war das Beste, was mir in meinem ganzen Leben passiert war. Ich war selbstsüchtig genug, ihn nicht aufgeben zu wollen. Manchmal brauchte auch ich einen Traum, an dem ich mich festhalten konnte. Und wenn es nur für kurze Zeit war.

Vielleicht konnte ich ja doch noch in der Stadt bleiben und mir einfach nur einen anderen Job suchen? Boston war groß – und anonym genug. Ich könnte weiter im Boston Animal Shelter helfen, jeden Tag Jasper sehen, seine Wuschelohren kraulen, mein Gesicht in seinem Fell vergraben – zumindest bis er eine nette Familie gefunden hatte ...

Ich war es Leid davonzulaufen. Nie irgendwo länger bleiben zu können als ein paar Wochen oder höchstens Monate, wenn ich Glück hatte; kein wirkliches Zuhause, keine richtigen Freunde zu haben ... Aber letztlich hatte ich keine andere Wahl. Weil ich war, was ich war: eine Blutbraut. *Sie werden dich jagen, solange du lebst, Lucinda. Du darfst niemals zu lang an einem Ort bleiben, sonst werden dich die Hexer der Hermandad finden.* Wieder und wieder hatte Tante María es mir eingehämmert. Und dann hatte einer von ihnen sie umgebracht. *Es ist nicht fair!* Beinah hätte ich aufgelacht. Nichts in meinem Leben war fair. Und das alles hatte ich *ihm* zu verdanken. Joaquín de Alvaro. Der mein Blut zum Überleben brauchte. Egal ob ich wollte oder nicht. *Monster!*

»Ach, hier bist ...«

Mit einem hohen Laut schreckte ich zu der Stimme herum. Meine Tasche schlug gegen meine Hüfte.

In der Tür des Waschraumes hob Pam abwehrend die Hände. »Shit, bist du heute schreckhaft, Mia.«

»Tut mir leid ...« Ich zwang mich, die Hand von dem Springmesser in meiner Hosentasche zu lösen und sie möglichst unauffällig zurückzuziehen. »Ich ...«

»He, vor mir musst du dich nicht rechtfertigen, Prinzessin.« Pam zuckte in geheuchelter Unschuld die Schultern. »Ich wäre vermutlich auch nervös, wenn ich dasselbe vorhätte wie du.«

Herr im Himmel, wem hatte Josh noch von der Sache mit den Kondomen erzählt? Ich drehte mich wieder um, zerrte Papierhandtücher aus dem Spender, trocknete mir scheinbar gelassen die Hände ab. »Ich meine ... zum ersten Mal einen Typen flachzulegen, ist schon ein Höhepunkt im Leben einer Frau ...« Zack! Mein Blick zuckte hoch, begegnete ihrem im Spiegel. Nur weil ich mich nicht jedem Kerl im *Forty-two* an den Hals warf, bedeutete das nicht, dass ich noch nie ... Auch wenn Cris der Erste war, bei dem ich mir wünschte, ich könnte mehr haben als nur eine oder vielleicht zwei Nächte in seinen Armen. Ich quetschte die Papiertücher zu einem feuchten Ball zusammen. Jetzt konnte sie sich ein Grinsen offenbar doch nicht mehr verbeißen. »Dein Freund ist ja auch Zucker. Ich an deiner Stelle hätte ihn gleich beim ersten Mal rangelassen.« Ich wandte mich erneut zu ihr um. Es war kein Geheimnis, dass Pam nach ihrer Schicht eigentlich nie allein ins Bett ging. Und dass sie einen Typen gewöhnlich auch nie zwei Mal mit nach Hause nahm. Ihr Grinsen wurde noch breiter. »Er steht übrigens an der Bar und wartet auf dich.«

Cris war da! Mit einem Schlag war alles andere vergessen. Plötzlich hatte ich Herzklopfen wie ein kleines Kind zu Weihnachten. Nicht, dass es für Tante María und mich so etwas wie ein Weihnachtsfest gegeben hätte. Bäume kosteten Geld und wo hätten wir auch nur das kleinste Bisschen Schmuck unterbringen sollen, wenn wir eigentlich nur aus dem Koffer lebten? Und trotzdem: Da war eine Erinnerung – eine, die aus meinem irgendwie nicht existenten Leben *vor* meiner Zeit mit Tante María stammen musste: eine riesige Tanne; unzählige Lichter tanzten in ihrem Grün; Eiskristalle glitzerten neben in allen Regenbogenfarben schimmernden Kugeln; die Spitzen ih-

rer Zweige waren mit kaltem Schnee bestäubt. Da waren Strohsterne. Und ein Hund. Groß; dunkles, seidig langes Fell; eine weiße Halskrause wie eine Löwenmähne; eine schmale, lange Schnauze, die heimlich Würststückchen aus meinen Händen nahm. *Quichotte*. Der Name war manchmal wie ein Flüstern in meinen Gedanken.

Direkt vor meinem Gesicht schnippten Finger. Ich fuhr zurück, blinzelte. »Erde an Mia!« Pam. »Hallo? Jemand zu Hause? – Oder möchtest du meine Schicht übernehmen und ich verbringe den Abend mit deinem Freund?« Anscheinend hatte sie mir diese Frage schon einmal gestellt.

»Danke, nicht nötig!« Ich erwiderte ihr Grinsen mit einem möglichst lockeren Schulterzucken, beförderte den Papierhandtuchball in den gefährlich überquellenden Mülleimer unter den Waschbecken und schob mich an ihr vorbei in den schmalen Gang, der den Club mit den Waschräumen verband. »Wir sehen uns morgen.« Nur dass es für mich im *Forty-two* kein ›morgen‹ mehr gab.

»Viel Spaß, Prinzessin!«

Ohne mich noch einmal umzudrehen, winkte ich ihr über die Schulter zu und zog die schwere Feuerschutztür auf – und musste zwei jungen Frauen ausweichen, die mir auf Absätzen entgegenstöckelten, auf denen ich mir spätestens beim zweiten Schritt den Hals gebrochen hätte, bevor ich selbst hindurchgehen konnte.

Obwohl es gerade erst auf zehn Uhr zuging, war das *Forty-two* schon gut besucht. In den Nischen hatte es sich die übliche Klientel bequem gemacht: junge Männer und Frauen zwischen zwanzig und dreißig, allerhöchstens fünfunddreißig – die vor allem im hinteren Bereich mehr Mommys und Daddys Geld

ausgaben als ihr eigenes. Die Tanzfläche war eine lose Masse dunkler Schatten, über die immer wieder dünne Spotlichtfinger und Stroboskopblitze zuckten. Eine halbe Stunde mehr und es gab nur noch Stehplätze. An der Bar war das jetzt schon der Fall. Heute Nacht durfte es mir ausnahmsweise egal sein, wie viel Arbeit ins Haus stand. Eigentlich hätte meine Schicht auch bis halb drei Uhr gedauert, aber Bratt hatte mir erlaubt, dieses Mal früher zu gehen und meine Überstunden abzubummeln.

Verglichen mit dem Licht draußen im Gang, das die Glühbirne in ihrem Drahtkäfig unter der Decke verbreitet hatte, war es auf dieser Seite der Feuerschutztür mehr als dämmerig. Trotzdem sah ich Cris sofort. Er lehnte an der Ecke der Bar, direkt neben den Schwingtüren, die in den für Gäste verbotenen Bereich dahinter führten, und unterhielt sich mit Josh – na klasse! –, der in genau diesem Moment an ihm vorbei in meine Richtung nickte. Cris wandte sich um. Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, das mir das Gefühl gab, außer ihm das einzige lebende Wesen auf diesem Planeten zu sein. Er ließ Josh stehen und kam mir entgegen. Sein Haaransatz war wieder blond nachgefärbt. Im Nacken reichten die Spitzen bis auf das dunkle Sweatshirt mit Kapuze, das er um die Schultern gelegt hatte. Wahrscheinlich würde er sie demnächst wieder auf eine ›gepflegtere‹ Länge stutzen lassen. Schade. Eine langbeinige Schönheit unterbrach ihren Weg zu den Nischen im hinteren Bereich und drehte sich nach ihm um. Ihr Begleiter wäre beinahe gegen sie geprallt. Cris schien es gar nicht zu bemerken.

»Wow!« Er ergriff meine Hände und hob sie von meinem Körper weg, um mich besser betrachten zu können.

Mein Gesicht wurde heiß. Die Ärmel der schwarzen Spitzenbluse rutschten ein Stück in die Höhe. Ich hatte sie nicht

zugeknöpft. Darunter trug ich nur noch ein sandfarbenes Spaghettiträger-Top. Auffällig hell verglichen mit den dunklen Grautönen, die sonst mein Stil waren. Hoffentlich sah man auch bei anderen Lichtverhältnissen nicht, dass die beiden Oberteile secondhand waren. Cris zuliebe hatte ich zugunsten einer ausgebleichten Jeans auf meine schwarze Lederhose verzichtet. Dass sie ihre besten Tage schon hinter sich hatte, ließ sich nicht mehr verbergen. Dabei gehörte sie eindeutig zu den guten Sachen in meinem Kleiderschrank. – *Welcher Kleiderschrank, Lucinda?*

Ich befreite meine Hände aus seinem Griff und zog die Ärmel hastig an ihren Platz zurück, um die Narbe an meinem Handgelenk zu verbergen. – Warum hatte ich das Lederband nur abgelegt, das ich normalerweise mehrfach darumgeschlungen trug?

Mein Lächeln war alles andere als sicher. »Selber ›wow‹.« Wie immer. In seinen schwarzen Hosen, die ganz aus aufgesetzten Taschen zu bestehen schien, und dem einfachen weißen Hemd, das lässig über den Bund hing, hätte er mühelos bei jedem Vergleich mit den Von-Beruf-Sohn-Jungs unter den Gästen mithalten können. Dabei finanzierte er sich sein Studium selbst.

»Nicht neben dir.« Er bedachte mich mit diesem Lächeln, das mir jedes Mal das Herz schneller schlagen ließ. Was hatte ich getan, dass sich das Schicksal endlich meiner erinnerte und mir ein kleines bisschen Glück gönnte? Nein. Ich konnte Boston nicht verlassen. Egal was passierte. Ich wollte nicht mehr ohne Cris sein. Nie wieder.

»Wie war die Uni?« Er studierte etwas, das sich International Management nannte. Vielleicht hörte mein Gesicht auf zu brennen, wenn ich mich fürs Erste unverfänglicheren Themen zuwandte. Solche, bei denen er mir keine Komplimente machen konnte.

»Frag nicht.« Er stieß ein Stöhnen aus. »Die Hälfte meiner Dozenten muss heute Zahnschmerzen gehabt haben.« Sein Blick strich noch einmal über mich. Eine blonde Strähne war ihm in die Stirn gefallen. Warum zum Teufel färbte er sich die Haare hell? Wenn sie von demselben dunklen Braun wie seine Brauen waren, musste es in Kombination mit seinen hellbraunen Augen noch umwerfender aussehen. Er hätte ebenso gut auf einem Laufsteg sein Geld verdienen können, statt in einer Werbeagentur zu jobben. Der Hauch eines Zögerns, dann beugte Cris sich zu mir und küsste mich ganz leicht auf die Wange. Und zog sich hastig wieder zurück. Beinahe wie jemand, der fürchtet, bei etwas Verbotenem ertappt zu werden. So war es von Anfang an gewesen. »Was möchtest du heute Abend machen?«

»Ich weiß nicht.« *Aber du könntest mich im Laufe des Abends fragen, ob ich mit dir schlafen will, und mich mit zu dir nehmen.* Nicht, dass ich seine Wohnung schon einmal gesehen hatte. Ich wusste nur, dass es kein Zimmer in einem Studentenwohnheim oder einem Verbindungshaus war, wo ab einer gewissen Uhrzeit kein Besuch mehr erlaubt war. Ich schloss die Finger um den Riemen meiner Tasche. Meine Handfläche fühlte sich klamm an. Cris nahm meine freie Hand in seine.

»In der Tremont Street hat ein neues arabisches Restaurant aufgemacht. Hast du Lust, es auszuprobieren? – Ich zahle.« Hundeblick. Etwas anderes traf es nicht, um den Ausdruck zu beschreiben, mit dem er mich ansah. Cris aß für sein Leben gern. Wobei ich mich fragte, wo er die ganzen Kalorien hinsteckte. Vor allem arabisch – und spanisch. Und er zahlte eigentlich immer. Was mir schon mehrfach ein schlechtes Gewissen beschert hatte. Allerdings war die Tremont Street nicht

mal nur eben so zwei Blocks entfernt. Dass sich meine Begeisterung über seinen Vorschlag in Grenzen hielt, entging ihm nicht. »Oder sollen wir lieber zum Fish Pier und dort etwas essen?« Er wusste, dass ich das Wasser – und vor allem das Meer – liebte. Wenn sich die Wellen vor mir bis zum Horizont erstreckten, hatte das für mich etwas von schierer Unendlichkeit. Und Freiheit. Damit hatte er mich am Haken – weitestgehend zumindest.

»Das ist aber auch nicht gerade um die Ecke.« Zum Fish Pier war es zu Fuß eine knappe halbe Stunde. Normalerweise machte mir die Entfernung nichts aus, aber es hatte heute den ganzen Tag geregnet und die Jacke, die ich an den Riemen meiner Tasche geknotet hatte, war eigentlich zu dünn für diese Jahreszeit. Vor allem in Kombination mit einer Spitzenbluse. Obendrein war Bratt auf die grandiose Idee verfallen, dass hochhackige Schuhe seinen Mädels zu längeren Beinen verhelfen, was für ihn potenziell mehr Umsatz bedeutete. Ich hatte die ungewohnten Riemchensandalen mit einem kleinen Absatz zwar längst wieder gegen meine bequemen Docs getauscht, trotzdem taten mir die Füße weh.

»Mein Wagen steht nur ein paar Straßen weiter.« Er streckte mir auffordernd die Hand hin. Als hätte er einkalkuliert, dass es für mich wieder der Pier sein würde, wenn er mir die Wahl ließ. Ich ergriff sie. Warm und fest schlossen sich seine Finger um meine, drückten sie kurz. Fühlte sich so Geborgenheit an? Cris bedachte mich noch einmal mit jenem ganz bestimmten Lächeln, dann drehte er sich um und bahnte uns einen Weg durch das Gedränge um die Bar herum. Josh zwinkerte mir grinsend zu, als wir auf seiner Höhe waren, und ich musste mich zusammenreißen, um ihm nicht den Mittelfinger zu

zeigen. Cris zog mich unbeirrt weiter Richtung Ausgang. Meine Hand fest in seiner.

Sobald wir die Bar und die Tanzfläche hinter uns gelassen hatten und aus den ›Katakomben‹ des *Forty-two* heraus waren, löste das sanfte Licht stylish-moderner Wandlampen das dämmrige Halbdunkel ab. Mit jedem Schritt, den wir die breite Treppe ins Erdgeschoss und damit in den Eingangsbereich hinaufstiegen, blieb die Musik weiter hinter uns zurück. Dafür wurde das Stimmengewirr vor uns lauter. Wie jeden Abend konnte die Security sich nicht über Arbeitsmangel beklagen. Marcus und Glen schenkten uns nur flüchtig ihre Aufmerksamkeit. Sie interessierte mehr, was in den Club hineinwollte als was ihn verließ – solange Letzteres weder betrunken war noch randalierte. Lisa, neben den beiden Hünen die heutige Quotenfrau für potenzielle Leibesvisitationen bei weiblichen Gästen, winkte mir zu und fächelte sich mit einem vielsagenden Blick auf Cris theatralisch Luft zu, bevor sie eine zierliche Blondine und ihren Begleiter durchnickte. So harmlos sie wirkte: Mochte Gott dem gnaden, der sich mit ihr anlegte.

Cris grinste und hob meine Finger in einem kurzen Kuss an seine Lippen, während wir an ihr vorbeigingen; woraufhin Lisa eine Schnute zog und dramatisch den Handrücken gegen die Stirn legte. Ich zwang mich zu einem Lächeln und winkte ihr meinerseits – schon fast an der Tür – zu. Sie gehörte zu denen, die ich besonders vermissen würde.

Draußen begrüßte uns kühle, feuchte Nachtluft. Der Asphalt glänzte. Pfützen schimmerten im Licht der Straßenlaternen. Es musste auch während meiner Schicht geregnet haben.

»Da lang.« Cris legte mir den Arm um die Schultern und wandte sich mit mir nach rechts, weg von der Menschentraube,

die noch darauf wartete, ins *Forty-two* gelassen zu werden. Ich wagte es, mich in seine Berührung zu schmiegen. Und wünschte mir einmal mehr, das hier für immer haben zu können. Nur dass meine Wünsche sich gewöhnlich nie erfüllten. Auf der anderen Straßenseite stand ein silbergrauer Sedan. Ich stockte für den Bruchteil einer Sekunde. Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Zwei Männer saßen darin. Der auf der Beifahrerseite sah von seinem Handy auf, über die Straße. Sein Blick fiel auf Cris und mich, wanderte weiter, kehrte zu seinem Handy zurück. Bestimmt warteten sie nur auf jemanden. Vielleicht die Bodyguards irgendeines Gastes im *Forty-two*. Wahrscheinlich.

»Alles in Ordnung?« Cris' Frage ließ mich zusammenzucken.

Ich nickte schnell, lächelte ihn an. »Ja. Alles bestens.« Wie gut ich doch im Lügen war. Aber ich würde nicht zulassen, dass mein Leben mir das mit Cris zerstörte. Niemals. Nicht, wenn ich es irgendwie verhindern konnte.

Er neigte den Kopf ein wenig, musterte mich prüfend.

»Vielleicht ein bisschen müde.«

»Armes.« Sein Arm zog mich enger an seine Seite. »War die Schicht so schlimm?« Als sei ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, blieb er stehen. »Soll ich dich vielleicht lieber nach Hause bringen und wir ...«

»Nein!« Viel zu laut und viel zu hart. Verblüfft rückte er ein Stückchen von mir ab. »Ich ...« Das hier war Cris. Ich konnte ihn mit zu mir nach Hause nehmen. Ich konnte ihm vertrauen. Er würde mich nicht verraten. Er würde auch nicht die Nase rümpfen, wenn er sah, *wie* ich wohnte. Und trotzdem ... Ich rang mir ein Lächeln ab. »Nein. Ich habe mich so auf den Abend mit dir gefreut. Ein bisschen frische Luft und bis wir am Auto sind, bin ich wieder fit. Versprochen.« *Lügnerin!*

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.« Ich schob mich unter seinen Arm zurück und lehnte meinen Kopf gegen seine Schulter. Ein kurzes, irgendwie noch immer zweifelndes Zögern, dann zog Cris mich wieder dicht an sich und wir gingen weiter. Schweigend. Ich genoss es.

An der nächsten Ecke bogen wir in eine Seitenstraße. Anscheinend hatten die Häuser bisher den Wind von uns abgehalten, denn nun schlugen uns die kalten Böen ungemindert entgegen, schüttelten Nässe von den Straßenlaternen. Ihr gelbes Licht glänzte in den Pfützen. Fröstelnd zog ich die Schultern hoch, löste im Gehen meine Jacke von meiner Tasche und schlüpfte in die Ärmel. Viel würde sie vermutlich nicht bringen, aber sie war immer noch besser als nichts. Cris' Arm war von meinen Schultern gerutscht. Er sah auf mich hinab. Beim Anblick meiner Jacke huschte etwas über sein Gesicht, das ich nicht deuten konnte.

»Hier!« Er blieb stehen, zog sein Sweatshirt von den Schultern und legte es mir um. »Lass uns zusehen, dass wir dich ins Auto und dann ins Warme bringen. Es ist nicht mehr weit. Nur noch zwei Blocks.« Seine Hand streifte meine Wange, dann beugte er sich zu mir, um mich erneut zu küssen. Ich reckte mich ein wenig, kam ihm auf halbem Weg entgegen. Ein Auto fuhr an uns vorbei, wurde langsamer – für einen Moment versteifte ich mich – und beschleunigte wieder. Cris' Zunge stahl sich in meinen Mund. Seine Arme hielten mich. Ich verbannete die Welt aus meinen Gedanken, schmiegte mich an ihn. Es war mir egal, wer uns sah. Meinetwegen konnten wir die ganze Nacht so zubringen.

Ich spürte ihn in der Sekunde, in der Cris seine Lippen von meinen löste. Schnell machte ich einen Schritt zurück.

»Was ...?«, setzte Cris verblüfft an, verstummte dann aber, als ich seine Hand ergriff und ihn hastig vorwärtszog.

Er war auf der anderen Seite. Noch ein Stück weit von uns entfernt. Ein schlanker, mittelgroßer Mann. Dunkelblond. Abgesehen davon, dass er verwirrend gut aussah, wirkte er nicht anders als ein normaler Mensch. Anscheinend knapp um die vierzig. Das bedeutete, er war alt. Und entsprechend mächtig. *Warum jetzt? Warum heute Nacht? Sie haben mich so lang nicht gefunden ... Hast du tatsächlich gedacht, das Schicksal würde es einmal gut mit dir meinen, Lucinda?* Er war nicht allein. Drei weitere Männer. Sie waren nicht wie er. Zwei hinter uns, aus der Richtung des *Forty-two*. Einer bei ihm auf der anderen Seite der Straße – die sie eben überquerten. Direkt auf uns zu. Ansonsten war keine Seele zu sehen. Boston hätte von einer Sekunde zur anderen eine Geisterstadt sein können. Natürlich. Sie wollten keine Zeugen. Mehrere Blocks weiter leuchteten die Rücklichter eines Wagens rot auf.

Ich beschleunigte meine Schritte. Zog Cris hinter mir her. Wobei ... Eigentlich musste ich das gar nicht. Er ging ebenso schnell wie ich. Hatte er die Männer auch bemerkt? Ahnte er, was sie wollten? Nein, wie hätte er. Das hier war eine Welt jenseits der der ›normalen‹ Menschen. Trotzdem stellte er keine Fragen. Aber er würde es tun. Früher oder später.

Nur ein paar Meter weiter war eine kleine Seitengasse; wenn wir sie erreichen konnten ...

Ein dunkles Schimmern kräuselte plötzlich den Asphalt. Kroch auf uns zu. Der Boden unter unseren Füßen war mit einem Mal klebrig, erschwerte jeden Schritt. Wie in einem Albtraum, in dem man rannte und doch nicht von der Stelle kam. Die Männer hinter uns hatten uns beinah eingeholt. Die vor

uns waren stehen geblieben, erwarteten uns – mich. Ich blieb ebenfalls stehen. Cris hielt genauso abrupt an, drehte sich zu mir, sah zwischen mir und den Männern hin und her. Wachsam, angespannt. Versuchte mich weiter zu ziehen. Ich rührte mich nicht. Sie wollten mich. Nicht ihn. Nur mich. Der Eingang zur Gasse verschwamm, wurde unscharf, als sei er da und irgendwie doch nicht. Cris stöhnte. Ich befreite meine Hand aus seiner. Er bemerkte zu spät, was ich tat, schüttelte den Kopf. Der *eine* vor uns schnalzte mit der Zunge, schaute Cris an.

»Was wohl der gute Joaquín dazu sagen wird?« Wozu auch immer *er* etwas sagen sollte, *er* sollte daran ersticken. Seine Augen wanderten weiter zu mir. »Weglaufen ist vollkommen zwecklos, meine Liebe.« Er lächelte. Ich konnte seine Eckzähne sehen. Vampir! In meiner Brust zogen sich meine Lungen zusammen. Jetzt nicht! Bitte, lieber Gott, jetzt nicht! Atmen, Lucinda! Atmen! Einer meiner Anfälle war das Letzte, was ich jetzt gebrauchen konnte!

Die Männer hinter uns hatten in ein paar Metern Distanz Stellung bezogen. Vor mir ballte Cris die Fäuste. Wollte er etwa mit ihnen kämpfen? Er hatte keine Chance. Selbst das Messer in meiner Hosentasche kam mir auf einmal wie ein schlechter Scherz vor. Sie würden ihn umbringen. Er war für sie ohne Bedeutung. Sie würden ihn umbringen, nur weil er bei mir war. Bei mir. Einer Blutbraut.

»Lauf!« Erst als Cris mir einen hastigen Blick über die Schulter zuwarf, war ich sicher, dass das Wort über meine Lippen gekommen war. »Lauf!« Seine Augen weiteten sich. Ich zwang meine Beine, sich zu bewegen, schob mich an ihm vorbei. Seine Hand schloss sich um meinen Arm. Versuchte, mich zurückzuhalten. Das Lächeln des einen wurde verächtlich.

»Wie rührend –«

Der Wagen hielt keinen Meter neben uns. Ein zweiter knapp dahinter. Türen wurden aufgerissen. Eine Stimme zischte: »Einsteigen!«, während ich zugleich um die Mitte gepackt, rückwärts herumerissen wurde. Ich konnte nur erschrocken aufkeuchen. Cris stolperte von mir weg, wurde auf den anderen Wagen zugezerrt. Jemand heulte wutentbrannt: »Rafael!«. Etwas raste auf uns zu – etwas, von dem ich wusste, dass es wehtun würde – und zerfaserte knapp vor mir zu nichts. Ein Lachen dicht neben meinem Ohr, zugleich ein Stoß, ich landete verdreht auf dem Rücksitz des Autos, schlug mir das Knie an, ein Mann direkt hinter mir, die Tür schlug zu. Ich versuchte hochzukommen. Reifen quietschten, ich fiel auf das Polster.

»Zum Flughafen, Felipe!« Dieselbe Stimme, die eben noch »Einsteigen« gezischt hatte. »Wir haben, was wir wollten.« Oh mein Gott. Sie gehörten zu *ihm*. »Komm hoch, Kleines!« Eine Hand an meinem Arm. Ich riss mich los. Flüchtete in die andere Ecke des Rücksitzes, drückte mich gegen die Tür. Nur kurz glaubte ich, Cris auf dem Beifahrersitz des Wagens hinter uns zu sehen. Sie nahmen ihn mit. Nein! Schlagartig zitterte ich.

»Er hat nichts damit zu tun ...« Die Worte waren mehr ein Stöhnen. Meine Lungen weigerten sich, etwas anderes als kurze, japsende Atemzüge zuzulassen. Panisch tastete ich hinter mich. Der Mann neben mir runzelte verständnislos die Stirn. Seine Haut war hell, blass, nur mit einem Hauch Gold überzogen. Augen wie fahles blaues Eis. Mit einer nachlässigen Bewegung strich er sich sein weißblondes Haar zurück. Kinnlang. Schön wie ein Engel. Und nicht viel älter als Cris; ungefähr in *seinem* Alter.

Er war nicht wie sie. Kein Hexer der Hermandad. Und auch

kein Nosferatu. Er fühlte sich zumindest nicht so an. Und trotzdem war er ... anders.

Endlich fand ich den Türgriff hinter meinem Rücken. Ich zerrte daran. Nichts rührte sich. Beinahe hätte ich geschluchzt. Sie gehörten zu *IHM*. »Ihr müsst ihn gehen lassen ...«

Das Stirnrunzeln wurde unwillig. »Ihn gehen lassen wie ›ihn in Boston zurücklassen? – Ja, natürlich.« Er lachte spöttisch. Ich sah seine Eckzähne. Keine Reißzähne. Und doch ... fast. »Ezra würde ihn Stück für Stück auseinandernehmen, als Vergeltung dafür, dass ich seinem Schoßhund Abner gerade Joaquín de Alvaros Blutbraut direkt vor der Nase weggeschnappt habe – im wahrsten Sinne des Wortes. Und das auch noch in Boston, seiner Hochburg. Als Patron der Cohen-Familie könnte er so etwas gar nicht ungesühnt lassen.« Ein kurzer Blick durch das Heckfenster zu dem Wagen hinter uns, dann sah er mich wieder an. »Ganz nebenbei wird Joaquín selbst ein klitzekleines Hühnchen in der Größenordnung eines Truthahns mit dem lieben Cris rupfen wollen.«

»Nein. Er hat doch mit alldem gar nichts tun.« Woher kannte er Cris' Namen? Wie lange beobachteten sie mich schon? Oh Gott, Cris, es tut mir so leid! Ich wollte nicht, dass das passiert, dass du da mit hineingezogen wirst ...

Der Wagen bog um eine Kurve, Gebäude huschten vorbei. Noch zwei Ampeln und wir waren auf der Massachusetts Turnpike – und dann war es zu spät. Ich presste mich fester gegen die Tür. Vor uns die erste Ampel. Sie sprang auf Gelb, dann auf Rot. Der Wagen wurde langsamer.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nichts zu tun?«, brummte er abfällig.

Ich stieß mich von der Tür ab, versuchte, zwischen und über

die Vordersitze hinwegzuklettern. Der Fahrer jaulte, als ich ihm unabsichtlich das Knie in den Nacken rammte, der andere erwischte mich am Bund meiner Jeans, riss mich zurück. Ich schrie, klammerte mich an den Lehnen fest, trat um mich. Er fluchte, wich mir aus, löste meine Finger mit Gewalt.

»Hör auf! Ich will dir nicht wehtun müssen. – Fahr, Felipe! Keine Stopps mehr. Scheiß auf die Ampeln!«

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Ein Ruck, ich heulte auf, landete halb neben, halb auf ihm auf dem Sitz. Er packte mich bei der Jacke, versuchte, mich von sich herunter- und wieder neben sich zu zerren. Ich fuhr mit der Hand in meine Hosentasche, zog sie mit dem Messer wieder hervor, ließ die Klinge herausspringen, rammte sie ihm in den Oberschenkel. Er brüllte. Ich warf mich auf die Tür auf seiner Seite zu. Der Fahrer trat auf die Bremse, versuchte, nach mir zu greifen. Hinter uns kreischte eine zweite Bremse. *Lauf, Cris!* Plötzlich war etwas zwischen meinen Beinen, riss sie mir weg. Die Seitenscheibe. Direkt vor mir! Ich schlug mit der Stirn dagegen, war unvermittelt auf dem Boden zwischen den Vorder- und Rücksitzen, ohne zu wissen wie, warum. Eine seltsam klebrige Wärme war an meiner Stirn, meinem Arm. Eine Stimme über mir. Grollend. Benommen wollte ich mich aufsetzen. Mein Kopf pochte. Der Wagen bewegte sich nicht mehr. Vor mir wurde die Tür geöffnet. Kalte Nachtluft wehte herein. Jemand stand davor. Schwarze Hosen. Mit vielen Taschen. Ich wollte daraufzukriechen. Eine Hand in meinem Nacken hielt mich nieder.

»Rafael, was zum Teufel ...«

»Cris!« Ich wimmerte, schluchzte.

»Halt die Klappe, Cristóbal.« Wieder die Stimme. Dann war sie ganz dicht an meinem Ohr. »Ich hatte gehofft, wir könnten

das nett und freundlich über die Bühne bringen, aber ich werde keine weiteren blauen Flecken an dir vor Joaquín verantworten, Kleines. Ganz zu schweigen von noch mehr Blut.« Ich sah das Glänzen nur aus dem Augenwinkel. Die Nadel einer Spritze. Etwas in mir wusste, ich musste mich bewegen, es wenigstens versuchen ... Ein Stich in der Schulter. Ein Brennen. Trübe, die sich wie ein Sack über mich stülpte ... Jemand jammerte, leise und hell. Mehrere Hände. Hievten mich in die Höhe. Der Sitz. Ich sank gegen die Rückenlehne, rutschte halb zur Seite. Ein Griff an der Schulter. Zurück in die Senkrechte. Zumindest ein Stück. Berührung an meinem Gesicht, meinen Lidern. Grelles Licht in meinen Augen. Schmerzhaft. Das Jammern war einem schwachen Klagen gewichen.

»In Ordnung. Sie ist nicht ganz weg, aber sie wird uns keine Schwierigkeiten mehr machen, bis wir in der Luft sind. – ¡Que duermas bien, tigresa!« Die Berührung verschwand. Unter meiner Wange war das Polster. »Sehen wir zu, dass wir von hier wegkommen, bevor Ezra ein paar Fäden in seiner Domäne zieht und den Flughafen dichtmacht. – Das alles wird deinem Bruder gar nicht gefallen. Hoffentlich hast du eine verdammt gute Erklärung dafür.« Murmeln. »Mach das mit Joaquín aus, nicht mit mir.« Die Tür schlug zu. Der Wagen setzte sich in Bewegung, beschleunigte. Lichter huschten draußen vorbei. Huschten. Huschten.

Cristóbal ... deinem Bruder ... Nein! Oh nein! Cris ... Die Lichter huschten weiter. Huschten ...

Kälte strich über mein Gesicht. Die Lichter standen still.

»... dann nimm du sie. Besser, als dass ich sie am Ende fallen lasse ...«

Arme, die mich hochhoben. Mein Kopf fiel gegen eine Schulter. Vertrauter Geruch. Cris. Ich lehnte mich an ihn. Aber da war etwas ... etwas, das mit Cris zu tun hatte. Cris, der ... was?

Rauer Wind. Ich schmiegte mich fester an Cris. Stufen, aufwärts.

»... können jederzeit starten, Rafael ...«

Die Arme setzten mich ab. Ein anderes Polster unter meiner Wange. Kühler. Glatter. Ein hohes Pfeifen erwachte irgendwo.

»... sieh an. Abner und seine Freunde. Schicker Ferrari. Aber kanariengelb? Autsch. Bisher dachte ich, nur Nosferatu hätten ein Problem mit Farben ... Bring uns in die Luft, Lope, bevor sie uns den Weg abgeschnitten haben ... Schnell sie an.«

Ein Schatten beugte sich über mich, legte etwas über meine Mitte, zog es an, murmelte.

»... auch jemand wie Ezra, Patron hin oder her, kann es sich nicht erlauben, seine Leute auf dem Logan Airport herumballern zu lassen. ...«

Wieder Bewegung, wieder Lichter, die huschten, weiße Streifen vor Schwärze zuckten vorbei, wurden zu einem, ein Ruck ...

›Flugzeug‹ war das Erste, was in meinen Gedanken aufflammte, als mein Verstand zurückkehrte. Vor dem Fenster herrschte schwarze Dunkelheit. Sterne hingen darauf. Ich saß einfach nur da. Benommen. Irgendwie orientierungslos. Ich wusste nicht wie lange. Mein Kopf war zu schwer, um ihn zu heben. Gelegentlich trieb der fahle Schleier einer Wolke draußen vorbei. Gefangen. In Tausenden Fuß Höhe. Keine Möglichkeit zur Flucht. Unter meiner Wange war kühles Leder. Natürlich. Was sonst. Das hier war wahrscheinlich *sein* Privatjet. Das Beste

vom Besten war für Joaquín de Alvaro gerade gut genug. *Monster*. Ich schloss die Augen, öffnete sie aber sofort wieder, als das leise Schaben von Stoff auf Leder ganz in meiner Nähe erklang. Langsam wandte ich den Kopf. Auf der anderen Seite der Kabine hockte Cris in einem weiteren Sessel. Die Ellbogen auf die Oberschenkel gestützt. Die Finger ineinandergeschlungen – nein, ineinandergekrallt. Der Kerl, der mir die Spritze verpasst hatte, dieser Rafael, saß mir schräg gegenüber. Eben schob er sein Handy in die Hosentasche. Hatte er *ihm* unser Kommen angekündigt? Was sonst – auch wenn ich mich nicht erinnern konnte, seine Stimme gehört zu haben. Seine hellblauen Augen musterten mich. Ich biss die Zähne zusammen, gab seinen Blick möglichst kalt zurück und richtete mich zugleich aus meiner beinah halb und quer über den Sitz hingegossenen Position auf. Er drehte sich bei der Bewegung ein kleines bisschen. Seine Lippen verzogen sich zu einem feinen, spöttischen Lächeln.

»Wieder wach, tigresa?« Die oberen Knöpfe seines dunkelgrauen Hemdes standen offen. Die Ärmel waren fast bis zu den Ellbogen hochgekrempt. Ein breites Lederarmband mit irgendeinem Tribal-Muster lag um sein rechtes Handgelenk. Die Uhr auf der anderen Seite sah ziemlich teuer aus. Hatte er im Auto nicht einen dünnen Rollkragenpullover und ein Sportsakko getragen? »Wie fühlst du dich? Du hast mehr als die Hälfte des Fluges verschlafen.« Auf seinen Jeans war keine Spur von Blut. Er bemerkte meinen Blick. »Das mit dem Messer war kein feiner Zug. – Ich bin Rafael.«

Erwartete er jetzt ein schlechtes Gewissen von mir? »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn ich ›Mistkerl‹ zu dir sage. Oder lieber ›Bastard?‹« Vielleicht war der Umstand, dass ich die Worte nur hervorziachte, dafür verantwortlich, dass meine Stimme

nicht zitterte. Und warum sollte ich nett zu ihm sein? Auf wessen Seite er stand, war klar. Daran würde garantiert nichts etwas ändern.

Sein Lächeln wurde schief und vertiefte sich gleichzeitig. »Autsch, tigresa, autsch. Ich bin gespannt, was Joaquín sagt, wenn du deine Krallen bei ihm auch so ausfährst. Aber sei vorsichtig, nicht dass du damit irgendwo hängen bleibst und sie dir selbst ausreißt. Er mag es zwar, wenn ihm jemand Kontra gibt, trotzdem solltest du es nicht übertreiben. – Nun, wie ist es? Hungrig? Durstig? Kann ich dir etwas bringen?«

»Ich will zurück nach Boston!« Scharf und fest. Noch immer keine Spur von Unsicherheit. Obwohl mir viel eher nach Betteln und Flehen zumute war. Und das mit jeder Minute mehr. Ich war auf direktem Weg zu *ihm*. Dem Typen, der mein Blut wollte, der der Grund war, dass ich mein ganzes Leben davongelaufen war.

»Dein Platz ist auf Santa Reyada. Und genau dorthin werde ich dich bringen.« Mit einem Schlag war jede Spur von Belustigung aus seinem Gesicht verschwunden. Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich zurückgewichen.

Santa Reyada. An der Westküste. Irgendwo zig Meilen östlich von Los Angeles. »Ich will ...«

Abrupt stand er auf. Seine Augen waren von einer Sekunde zur nächsten eiskalt. Was auch immer ich »gewollt« hatte: Es blieb mir im Hals stecken. »Im Moment hast du nichts zu wollen.«

»Lass sie in Frieden, Rafael.«

Er warf Cris einen harten Blick zu, wandte sich dann wieder mir zu. »Wenn ich nichts für dich tun kann, entschuldigst du mich besser.« Ebenso jäh, wie er aufgestanden war, drehte er

sich um und marschierte Richtung Cockpit, jeder Schritt ein unübersehbares Hinken. Gleich darauf klackte eine Tür.

Ich starrte ihm nach. Er würde mich zu *ihm* bringen und ich konnte nichts dagegen tun. In meinem Magen saß ein Zittern, das nackte Angst war. *Er* würde seine Zähne in meinen Hals schlagen. *Er* würde mein Blut trinken. Wie damals! Es würde sein wie damals! Allein die Erinnerung zog meine Lungen zusammen, machte mir das Atmen schwer. Damals als ... Tante María hatte gebettelt, geschrien ... Das Blut war in Strömen aus dem Loch an ihrer Kehle geflossen. Er hatte immer wieder zugebissen ... Dieser andere Nosferatu ... *Atme, Lucinda, atme!* Ich presste die Lider so fest zusammen, wie ich konnte.

»Lucinda ...« Cris. Ich grub die Fingernägel in das Leder meiner Armlehnen, öffnete die Augen. Jetzt beugte er sich ein Stück weiter zu mir. Hatte er meinen richtigen Namen von Anfang an gekannt, oder hatte dieser Rafael ihn ihm erst heute gesagt? Ersteres, Lucinda, wetten? Der Gedanke hinterließ ein Gefühl der Bitterkeit.

»Warum hast du mich belogen?«

Cris sah mich an. Hundeblick. So sanft. Es tat weh.

»Lucinda, ich ...«

»Warum hast du mir nicht gesagt, wie du wirklich heißt? Dass du *sein* Bruder bist?« Ich konnte nicht mehr länger verhindern, dass meine Stimme zitterte, sogar ein Stück weit brach. Das war Cris! Mein Cris. Ich hatte ihm vertraut! Ich hatte mit ihm schlafen wollen! Wie hatte ich auch nur eine Sekunde annehmen können, das Schicksal würde es ein einziges Mal gut mit mir meinen? Ich könnte zumindest für eine kleine Weile aus dem Albtraum aussteigen, der mein Leben war?

»Lucinda, bitte ...«

»Warum, Cris? Du hast die ganze Zeit gewusst, wer ich bin. Warum hast du mit mir gespielt? Hat dein Bruder dich geschickt?« Wieso war er nicht wie *er*? Wieso hatte ich bei ihm nicht das geringste Anzeichen von ›Vampir‹ spüren können?

»Nein ...« Hastig, beinahe überstürzt sprang er auf, durchquerte die Kabine, wechselte auf den Sitz mir gegenüber; schüttelte den Kopf. »Nein! Bitte! Glaub das nicht.« Er streckte die Hände nach mir aus, zog sie zurück, schlang sie erneut ineinander. »Ich ... Das darfst du nicht denken. Joaquín hatte keine Ahnung. Die ganze Zeit nicht. Er wusste nichts! Und ich habe nicht mit dir gespielt! Ich wollte dir nicht wehtun. Niemals. Bitte, ich ...« Er verkrallte die Finger noch härter. »Ich wollte das alles nicht. Nicht so. Das musst du mir glauben!«

»Dann sag mir, warum.« Meine Kehle war eng. *Ich habe dir vertraut! Ich habe gewagt, zu träumen. Davon, dass mein Leben endlich einmal besser werden würde, dass ich vielleicht nicht mehr davonlaufen müsste oder zumindest für kurze Zeit jemanden hätte, auf den ich mich verlassen könnte. Der für mich da wäre, dass mein Leben vielleicht endlich normal sein könnte. Und jetzt?*

Cris starrte auf seine Hände. »Weil ich Angst hatte, dass du genau *so* reagieren würdest, wenn du es erfährst. Dass du mich hasst, weil ich Cristóbal de Alvaro bin. Weil Joaquín mein Bruder ist«, sagte er schließlich leise, sah mich dann doch wieder an. »Ich würde alles dafür geben, wenn es nicht so wäre. Das musst du mir glauben. Bitte!« Sein Blick huschte zur Seite, kehrte zurück. »Aber als ich dich vor vier Wochen im *Forty-two* zum ersten Mal gesehen habe, da ... Ich konnte nicht anders. Ich wollte nicht, dass das zwischen uns steht. Dass Joaquín zwischen uns steht.«

Wie gern hätte ich die Beine auf den Sitz gezogen und die

Arme darumgeschlungen, den Kopf darauf gepresst, mich in mich selbst verkrochen. »Warum bist du nach Boston gekommen? Das war doch kein Zufall. Wie hast du mich gefunden?« Hörte er, wie sehr meine Stimme zitterte? Hörte er, welche Angst ich vor seiner Antwort hatte? Und doch musste ich es wissen. »Warum warst du in Boston?«

»Ich ...« Cris zögerte, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich konnte dich spüren. Plötzlich. Ich wusste, dass du da warst, dass du am Leben warst, nicht tot, wie alle dachten.« Wieder leckte er sich die Lippen. »Als ich nach Boston kam, da ... ich wollte dich zu Joaquín bringen. Aber dann ... dann habe ich dich gesehen und ... ich konnte es nicht mehr. Weil ich mich in dich verliebt habe, Lucinda.«

Es tat so weh. »Du hast mich belogen.«

Er senkte den Kopf. »Ich wünschte, ich könnte es rückgängig machen.«

»Ich habe dir vertraut.« Meine Augen brannten.

»Verzeih mir.«

Ich wandte das Gesicht ab. Draußen huschte ein Wolken-schleier vorbei. *Verzeih mir.* Es klang so einfach ...

»Lucinda, bitte! Ich schwöre, ich wollte das alles nicht.« Ich konnte hören, wie er auf seinem Sitz vorrutschte. Näher kam. Ich sah weiter in die Dunkelheit. »Ich bin nicht wie er. Ich werde nie so sein. Ich ... ich hoffe es zumindest. Ich meine ... bei mir reicht es gerade mal dazu, eine Kerze anzuzünden. Wenn überhaupt. Und Joaquín ... das ganze Konsortium hat Angst vor ihm – die Männer, die eigentlich seine Berater sein sollen.« Cris lachte gepresst. »Wahrscheinlich gibt es sogar in der gesamten Hermandad keinen, der es wagt, sich offen gegen ihn zu stellen.« Die Hermandad ... die Bruderschaft jener Hexer, de-

ren Vorfahren vor Hunderten von Jahren einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatten. Die Gesamtheit all derer, die waren wie *er*. Bei Tag zumindest äußerlich normale Menschen, aber bei Nacht ... Vampire. – Camorra, Cosa Nostra, Mafia; wie auch immer sie hießen: Verglichen mit der Hermandad waren sie ... harmlos. Tante María hatte mir so viel erzählt. Weil sie wollte, dass ich wusste, wer mich jagte. Und Joaquín de Alvaro war einer von denen, die an ihrer Spitze standen. Zusammen mit Männern, von denen jeder einzelne Jahrzehnte älter war als er; mächtiger hätte sein müssen. Und es nicht war. Cris' Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Ich werde nicht zulassen, dass Joaquín irgendetwas tut, was du nicht willst. Ich meine, ich ... habe ihm zwar nichts entgegenzusetzen, aber ... ich schaffe es. Irgendwie, Lucinda. Ich verspreche es!«

Ich hielt den Blick starr aus dem Fenster gerichtet. »*Ich verspreche es.*« Ich hätte ihm so gern geglaubt. Aber wie konnte ich das noch? Er brachte mich zu *ihm*. Dem *Monster*, vor dem ich mein ganzes Leben davongelaufen war. Er war *sein* Bruder. »*Ich verspreche es.*« – *Oh Gott, Cris.*

»Ich werde dich beschützen. Irgendwie. Niemand darf dir wehtun. Auch Joaquín nicht«, wiederholte er nach einigen weiteren Sekunden noch einmal und stand auf. »Ich verspreche es dir.« Ich rührte mich nicht. Schwieg. Irgendwann kehrte er auf seinen Platz auf der anderen Seite der Kabine zurück. Jenseits der Scheibe blitzten die Sterne auf dem Nachthimmel. Ich saß einfach nur da. »*Ich verspreche es dir.*« Ebenso einfach zu sagen wie »*Verzeih mir*«. Aber unmöglich zu halten. »... *das ganze Konsortium hat Angst vor ihm.*« Die mächtigsten Hexer der Familie. Die seit Hunderten von Jahren immer den Männern der de-Alvaro-Linie Rechenschaft schuldig gewesen waren. Die jetzt *ihm*

Rechenschaft schuldeten. Obwohl er jünger war als sie. Und Cris ...? Ob *er* seinem Bruder etwas antun würde, wenn der es wagte, sich gegen ihn und vor mich zu stellen? Wahrscheinlich hatte er nach den Gesetzen der Hermandad sogar das Recht dazu. Immerhin war ich ja *seine* Blutbraut. Und wenn ... wenn ich es einfach hinnahm? Es geschehen ließ? Allein bei dem Gedanken war der Krampf in meiner Brust mit einem Schlag da. Nein! Nein, das ... ich konnte nicht. Niemals. Tante María hatte geschrien und gebettelt. Ihr Blut war überall gewesen. Er hatte immer wieder zugebissen. Ich zwang mich, weiterzuatmen. Ein und aus. Nur ein und aus. Er brauchte mich, wenn er nicht zum Nosferatu werden wollte. Er konnte mich nicht töten. Er brauchte mich lebend. Es gab noch andere wie mich. Auch wenn ich die Einzige war, die für *ihn* »passte«. Sie ertrugen es doch auch ... Meine Lungen zogen sich noch ein Stück weiter zusammen. Nein! Nein, ich ... Nein! Der Schmerz, als er damals die Zähne auch in meinen Hals geschlagen hatte ... *Atme, Lucinda!* Ich umklammerte die Armlehne, so fest ich konnte. Aber vielleicht schaffte ich es, so zu tun, als hätte ich mich mit meinem Schicksal abgefunden? Vielleicht ließ er mich dann noch ein oder zwei Tage in Ruhe? Gab mir Zeit, mich an ihn zu gewöhnen? Dann hatte ich vielleicht eine Chance, doch noch einmal zu entkommen. Wenn ich ihn täuschen konnte ... nur ein oder zwei Tage ... Irgendeine Gelegenheit würde sich ergeben. Bestimmt. Vielleicht würde Cris mir ja helfen. Solange *er* nur nicht sofort über mich herfiel ... Wenn ich ihn täuschen konnte ... nur ein oder zwei Tage ...

Als ich aufsaß, wurde mir klar, warum ich es nie schaffen würde, *ihm* etwas vorzumachen: Rafael. Er stand im Gang, die Hand locker auf die Lehne des Sessels neben ihm gelegt. Ich

hatte nicht gehört, dass er zurückgekommen war. Reglos schaute er mich an. Vielleicht würde ich jeden anderen täuschen können, aber ihn nicht. Und er würde nicht zulassen, dass ich *ihn* täuschte. Aber musste ich es nicht wenigstens versuchen? Seine Augen waren im Licht der Kabine beinahe ebenso glitzernd und farblos wie die eines Nosferatu, nur ein Hauch von fahlem Blau in den Tiefen. Ich konnte seinen Blick kaum erwidern. Für eine Sekunde hob er wie fragend eine Braue, doch als ich schwieg, nahm er die Hand von der Lehne, ging ein Stück weiter den Gang entlang Richtung Heck, wo er sich auf einer ausladenden Sitzbank niederließ und sein Handy aus der Hosentasche zog.

Einer der beiden Männer hinten in der Kabine ließ die Zeitung sinken, in der er anscheinend die ganze Zeit gelesen hatte, und sagte etwas. Der andere lehnte mit vor der Brust verschränkten Armen in einer Ecke und rührte sich nicht, schlief vermutlich. Ich hatte sie bisher nur am Rande wahrgenommen. Rafaels Antwort war ein Murmeln, zu leise, als dass ich ihn hätte verstehen können. Der Mann nickte und widmete sich weiter seiner Zeitung.

Ich sah wieder aus dem Fenster. Ich musste es zumindest versuchen. Immerhin hatte ich nichts zu verlieren. Und trotzdem war ein Teil von mir vor Angst wie benommen.

Unter uns war nichts als Dunkelheit, als sich die Nase des Jets irgendwann sacht dem Boden entgegen zu senken begann. Nur als er sich einmal in eine weite Kurve legte, erhaschte ich einen kurzen Blick auf ein breites Band funkelnder Lichter, die der Linie einer Küste zu folgen schienen. Doch kurz darauf waren auch sie schon wieder in der Schwärze verschwunden.

Und dann hatte Rafael unvermittelt vor mir gestanden, wort-

los den Gurt um meine Mitte geschlossen und sich erneut in den Sessel mir gegenüber niedergelassen. Seitdem lag sein Blick wieder unverwandt auf mir. Ich konnte ihn spüren, obwohl ich die Augen starr aus dem Fenster gerichtet hielt.

Als die Landebahn vor uns auftauchte, bewegte Cris sich auf seinem Platz auf der anderen Seite des Ganges unruhig. Ich saß einfach nur da. Lichter blitzten entlang der fahlen Linie aus Asphalt, die sich in der Nacht verlor. Ein kleiner Tower. Ein Hangar. Ein Schuppen. Die Schatten von ein paar Autos huschten unter uns vorbei ... Der Umriss eines schlanken Flugzeugs mit schmalen, verwirrend langen Tragflächen ... Ein Ruck und das Geräusch der Bremsen, das Pfeifen der Triebwerke ...

Selbst als der Jet schließlich stand, rührte ich mich nicht. Durch das Fenster konnte ich in der Ferne ein paar einzelne Lichtpunkte ausmachen. Häuser? Wie weit war es bis zur nächsten Stadt? Kühle Nachtluft drang von draußen herein. Jemand musste die Tür geöffnet haben. Ich löste die Augen aus der Dunkelheit, als Rafael sich über mich beugte und meinen Gurt löste. Sie brachten mich zu *ihm*. Rafael ergriff mich am Arm, zog mich von meinem Sitz hoch. Nicht grob. Oder unfreundlich. Er tat es einfach. Außer uns war niemand mehr in der Maschine. Er sagte etwas, aber ich verstand ihn nicht. Er brachte mich zu *ihm*. Die Hand immer noch an meinem Ellbogen, hielt er auf die Tür zu. Ich ging neben ihm her. Sein Blick glitt immer wieder zu mir. Prüfend. Misstrauisch. Auf der Treppe verfehlte ich einen Tritt. Oder wollten meine Beine mich einfach nur nicht mehr weiter tragen? Sein Griff verhinderte, dass ich mehr tat, als die letzten beiden Stufen schneller zurückzulegen als die vorherigen. Wieder ein Blick.

»Alles okay?«

Ich hätte nichts lieber getan, als meinen Ellbogen aus seiner Hand zu reißen und um mein Leben zu rennen. Er brachte mich zu *ihm*. Und fragte allen Ernstes, ob alles in Ordnung war?

»Da lang.« Hatte es ihm mit meiner Antwort zu lange gedauert? Hatte er überhaupt eine erwartet? Er dirigierte mich auf eine dunkle Limousine zu. Sah sich dabei immer wieder um.

Hinter uns verloschen die Lichter der Landebahn. Nur über dem Tor des Hangars brannte noch eine Lampe. Der Lack des Wagens schimmerte wie graue Perlen. Ein Stück weiter rechts schlugen Türen, grollte ein Motor, Scheinwerfer flammten auf, entfernten sich. Verwirrt sah ich ihnen nach. Rafael ging wortlos weiter. Seine Finger umschlossen immer noch meinen Arm. Ich stolperte neben ihm her. Cris wartete an der Beifahrertür. An der hinteren ein Mann mittleren Alters. Das Haar schon schütter und beinahe weiß im Licht der Scheinwerfer.

»Sanguaíera.« Mit etwas wie einer Verbeugung öffnete er die Tür, sah mich dabei aufmerksam an. Ich blieb stehen. ›*Sanguaíera*.‹ *Blutbraut*. Sie brachten mich zu *ihm*. Ich drehte mich um und rannte. Oder wollte es. Rafaels Hand war noch immer an meinem Arm. Hielt mich fest, riss mich zurück. Ich straukelte, schürfte mir die Handfläche auf dem Asphalt auf, den Arm verdreht, noch immer in seinem Griff, schrie, zerrte daran, schlug nach seinem verletzten Bein. Er wich aus, fluchte. Für eine Sekunde war ich frei. Ich taumelte hoch und vorwärts, knickte um, fing mich. Meine eigenen Haare waren in meinem Mund. Im nächsten Moment packte er mich um die Mitte, nahm mir den Boden unter den Füßen, drückte mich gegen seine Brust, schleifte mich zum Wagen zurück. Aus! Ich

erschlaffte in seinem Griff, schluchzte nur noch. »*Sanguaiera.*«
Sie brachten mich zu ihm.

»Worauf wartest du? Steig ein.« Die Worte waren nur ein Grollen, galten Cris. »Abner hatte in Boston viel zu viel Zeit, sich daran zu erinnern, dass sein Patron gerade hier ganz in der Nähe ist. Vielleicht ist er längst auf die Idee gekommen, Ezra zu stecken, wo er uns eventuell finden kann. Ich will sie so schnell wie möglich auf Santa Reyada und in Sicherheit haben.« Rafael schob mich in den Fond der Limousine. Der andere Mann starrte mich erschrocken an. Ich stolperte über den Schweller, landete auf Händen und Knien zwischen der Sitzbank und der Trennwand, riss Rafael halb mit. Sandfarbenes Leder, helles Holz, samtiger Teppich.

»Nach Santa Reyada, Hernan!« Er zog mich vom Boden hoch auf den Rücksitz.

»Sí, Rafael.« Die Tür schlug hinter uns zu. Ich krümmte mich zusammen. Gleich darauf eine zweite, dann noch eine. Der Motor schnurrte kaum hörbar auf, der Wagen setzte sich in Bewegung. Das Einrasten einer Türverriegelung. Rafaels Arm lockerte sich um meine Mitte, gab mich schließlich endgültig frei. Beinah lautlos senkte sich die Trennscheibe. Cris hatte sich auf dem Beifahrersitz umgedreht.

»Bist du in Ordnung, Lucinda?«

Ich sah ihn an. Was dachte er? Sie brachten mich zu *ihm*. Ich kroch in die Ecke, fort von Cris, fort von Rafael, begegnete den Augen des Fahrers im Rückspiegel.

»Lucinda?« Cris hatte sich noch weiter umgewandt.

»Lass sie in Ruhe, Cris.« Mit einer entschiedenen Geste ließ Rafael die Trennscheibe wieder hochfahren, blickte zu mir her, schüttelte den Kopf. »Komm schon, tigresa, niemand wird dir

etwas tun. Es gibt keinen Ort, an dem du sicherer wärst als auf Santa Reyada. Joaquín wird den Boden unter deinen Füßen anbeten, nachdem wir dich endlich gefunden haben.«

Ich drückte mich noch tiefer in die Ecke. Er stieß ein Seufzen aus, sagte aber nichts mehr. Ich saß da und starrte aus der dunkel getönten Scheibe, blind, ohne etwas zu sehen, selbst wenn es etwas zu sehen gegeben hätte. Es war vorbei. Ich hatte meine letzte Chance verspielt. Ich konnte niemanden täuschen. Ich konnte es einfach nicht ertragen. *Er* würde seine Zähne in meinen Hals schlagen, wann immer *er* mein Blut brauchte. Ich würde den Rest meines Lebens eingesperrt verbringen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich damals nicht entkommen, sondern gestorben wäre, wie Tante María.

Santa Reyada war dunkel, als wir es erreichten. Ein massiger, zusammengekauerter Schatten, in dessen hohen Fenstern sich der Nachthimmel mit seinen Sternen spiegelte. Scheinbar verlassen. Würde nicht irgendwo Licht brennen, wenn *er* da wäre? War er fort? Auf der Jagd, sich irgendwo ein anderes Opfer suchen? Hatte ich doch noch eine kleine Gnadenfrist? Mein Herz hing in meinem Hals.

Die Hand wie zuvor an meinem Ellbogen, dirigierte Rafael mich aus der Limousine und die Stufen der ausladenden Treppe hinauf. Cris war hinter uns. Zu beiden Seiten wuchsen Büsche. In einem raschelte es. Gleich darauf flatterte ein Vogel davon. Rafael stieß die schwere Eingangstür auf. Nicht verschlossen. Würde sie es später sein? Jetzt, da ich hier war? Ein Ornament aus buntem Glas schimmerte auf, als sie aufschwang, klirrte leise. Dahinter: Schwärze. Rafael brummte, schob mich weiter, das Klacken eines Schalters, dann flammte

sanft gedämpfte Helligkeit auf. Weiß verputzte Wände, helle Steinfliesen auf dem Fußboden; dicke, bunte Teppiche; weit offen stehende Türen und Durchgänge, die in den hinteren Teil des Hauses und in dunkle Räume rechts und links führten. Gegenüber der Eingangstür die Treppe in den ersten Stock. Auf dem Absatz, dort, wo sie im rechten Winkel die Richtung wechselte, stand eine riesige Bodenvase mit Blumen. In ihrem Schatten glänzte der schwarze Lack eines Flügels. Rafael ging mit mir weiter, die Stufen hinauf. Der Duft von Lavendel strich mir entgegen.

»Warte!« Plötzlich war Cris' Hand an meinem anderen Arm, zwang mich stehen zu bleiben.

Rafael drehte sich unwillig um. »Was ist?«

»Hältst du das wirklich für eine gute Idee?« Cris trat näher an mich heran, zog mich in der gleichen Bewegung weiter zu sich. »Es ist mitten in der Nacht. Sie hat den ganzen Tag gearbeitet; der Flug ... Sie ist müde. Reicht es nicht, wenn sie Joaquín morgen früh sieht? – Auch oben ist alles dunkel, wahrscheinlich ist er selbst schon zu Bett ...«

»Dein Bruder? Zu Bett?« Der Laut, den Rafael von sich gab, war irgendwo zwischen Schnauben und Lachen. »Wie lange warst du nicht mehr hier, Niño? – Lass es mich so sagen: Du wirst feststellen, dass sich in den letzten Wochen hier einiges verändert hat.«

»Was soll das heißen?« Cris' Finger schlossen sich fester um meinen Arm.

»Lass dich überraschen.« Rafael nickte mir zu. »Komm, tigresa, es würde mich sehr wundern, wenn Joaquín nichts von unserer Ankunft mitbekommen hat. Du wirst vermutlich schon erwartet.«

Cris ließ mich noch immer nicht los. »Verdammt, Rafael, gib ihr wenigstens die Chance, sich frisch zu machen. Sie hat ja immer noch Blut—«

»¡Dios mío!« Rau. Kehlig. Mehr Knurren als Worte aus der Dunkelheit am Ende der Treppe. Eine Bewegung. Rafael und Cris drehten sich gleichzeitig um. Ich wich zwischen ihnen zurück, soweit ihr Griff es erlaubte. *Er!*

»Joaquín. Ich habe den ganzen Flug versucht, dich zu erreichen...«

»¿Que hace ella aquí? ¿Por que la has traído aquí?« Er kam die Stufen herunter. Im ersten Moment nicht mehr als ein Schatten.

»¿No entiendo ...?« Eine scharfe Falte erschien auf Rafaels Stirn. Ich versuchte, weiter zurückzuweichen. Plötzlich war ein Brennen in meiner Brust.

»¡Estúpido!« Immer näher. Farblose Augen. Glitzernd. Unverwandt auf mich gerichtet. Nosferatu. Meine Lungen verkrampften sich.

»Heilige Muttergottes ...« Cris zuckte zurück, ließ mich los, schob sich vor mich.

»¿Cómo?« Rafael starrte *ihn* an, gab mich endlich auch frei. Ich prallte gegen die Wand. Wimmerte.

Er packte seinen Bruder am Hemd, stieß ihn einfach aus dem Weg. Meine Brust zog sich mit jedem Atemzug mehr zusammen. Glitzernde Augen. Farblos. Nicht ganz. Ein letzter Rest fahlgelb. Cris stolperte gegen das Treppengeländer. Keuchte. »Joaquín ...«

Fauchen. Direkt vor mir blieb *er* stehen. Lehnte sich vor, stützte die Hände zu beiden Seiten neben meinem Kopf an die Wand. Nah! Entsetzlich zu nah! Sein Körper drückte gegen

meinen. Luft! Ich konnte mich nicht bewegen. *Er* beugte sich noch näher. Fänge. Weiß, spitz und scharf. Sein Atem fuhr über meinen Hals, wurde wieder eingesogen; lange, tief. Ich drehte den Kopf weg, begriff zu spät, dass ich meine Kehle entblößte. Wieder sein Atem an meiner Haut. Heiß. Meine Lungen verkrampften sich noch stärker. Ich bekam noch immer keine Luft! Seine Wange streifte meine. War das sein Mund auf meinem Hals? Nein, nein! Bitte! Luft!

»Sie hätten dich niemals finden sollen, mi corazón«, sagte *er* direkt neben meinem Ohr.

Dunkelheit schlug in meinem Verstand zusammen.

hatte Pläne mit dem lieben Joaquín. Und in denen spielte die süße Lucinda eine ganz entscheidende Rolle.

Die Kleine auf dem Tisch wimmerte, als er die Zähne tiefer in ihr Handgelenk grub. Sie erinnerte ihn an Juana. Dasselbe blasse, glatte Fleisch, dieselben schlanken, weichen Flanken, schwarzes Haar ... Nur die Augen waren anders. Nicht die Augen einer Sanguaíera. Nur ein Mensch. – ›Du sollst nicht beghehren deines Nächsten Weib.‹ Auch dann nicht, wenn es das deines Sohnes ist. Wenn die Kleine noch ein wenig mehr zerrte, hatte sie das Messer zwischen ihren Fingern herausgerissen, das sie auf den Tisch nagelte. Ihre Brust drängte sich in seine Hand, als sie sich ein weiteres Mal aufbäumte. Sein Ärmel streifte ihre Schulter, tauchte in Blut. Er zischte. Bisher hatte er es erfolgreich vermieden, seinen Anzug damit zu besudeln, und nun das. Mit einer eleganten Bewegung schob er den Stuhl zurück, beugte sich über sie. Ihre Augen weiteten sich noch ein Stück mehr. Bedächtig schlitzte er mit dem Fingernagel auch ihre andere Schulter vom Hals bis zum Brustansatz auf. Ein Gurgeln kam aus ihrer Kehle. Blut quoll aus dem Schnitt. Lächelnd leckte er es ab, langsam, genoss sein Bouquet. Für einen Menschen schmeckte sie exquisit. Dazu der Hauch von Alkohol in ihrem Blut ... Benedicto hatte ganze Arbeit geleistet. Vielleicht sollte er ihn dafür mit ein wenig mehr als nur totem Fleisch belohnen. Ihre Augen wurden allmählich glasig. Viel hatte er schon jetzt nicht von ihr übrig gelassen. Aber sie hatte so entzückend gekämpft, als er ihr das Messer durch die Hand gestoßen hatte.

Nein! Er ließ ihren Arm fallen, machte entschieden einen Schritt zurück. Man sollte aufhören, wenn es am schönsten war.

Sofort war Benedicto bei ihm und reichte ihm ein feuchtes Tuch, damit er sich säubern konnte.

»Sorg dafür, dass sie und die anderen ordentlich hergerichtet sind, wenn ihr sie in Los Angeles abladet. Und dieses Mal findet die Presse sie besser auch wirklich zuerst.«

»Sí, Patron.« Benedicto nahm ihm das Tuch wieder ab und verneigte sich. Er wusste nur zu gut, dass er sich keinen weiteren Fehler erlauben durfte.

Er zog das Jackett glatt. Es war Zeit, sich auf den Weg zu seiner Verabredung zu machen. Nicht, dass ihm der Junge noch davonlief.



3

Ein kühler Lufthauch auf meinem Gesicht, meinen Armen.
Lavendelduft.

Leises Rascheln ...

Das Gefühl, dass jemand direkt neben mir war ... Von einer Sekunde zur nächsten war ich wach, riss die Augen auf.

Ich lag in einem fremden Bett. Zusammengerollt auf der Seite. Ein hauchfeiner Vorhang bauschte sich in einem Luftzug vor einer weit offen stehenden Glastür. Fahles Vor-Sonnenaufgang-Dämmerlicht glitt darunter in den Raum hinein. Mit einem leisen Rascheln rieb der Stoff gegeneinander. Ansonsten war noch immer kein Laut zu hören. Für eine Sekunde verstärkte sich der Lavendelduft, dann war er vergangen.

»Sie hätten dich niemals finden sollen, mi corazón.« Worte, direkt neben meinem Ohr ...

Das Grauen kam mit der Erinnerung. Keuchend fuhr ich auf. Meine Lungen verkrampften sich. Wie von selbst zuckte meine Hand zu meiner Kehle, tastete ich über meinen Hals, zerrte die Ärmel von meinen Handgelenken zurück: nichts! Keine Bissmale! Noch nicht mal ein Kratzer. Wieso? Wollte *er*, dass ich wach und bei Sinnen war, wenn er über mich herfiel? Großer Gott.

Irgendwie gelang es mir, ein wenig tiefer zu atmen. Dann fiel

mein Blick auf die andere Seite des Zimmers. Panisch schleuderte ich die Decke von mir, stolperte hastig vom Bett herunter, stürzte quer durch den Raum zu der mit geschnitzten Kassetten verzierten Tür. Drehte hektisch den Schlüssel im Schloss, bis der Bart auf Widerstand stieß, und rammte den Stuhl, der bis eben vor einem kleinen Sekretär an der Wand rechts davon gestanden hatte, unter die Klinke. Mein Herz raste. Meine Knie zitterten – wie der Rest von mir. Ein Stück links, zwei weitere Türen. Ich riss sie auf. Hinter der einen ein begehrter Kleiderschrank, vollgestopft mit irgendwelchen Klamotten; hinter der anderen ein Badezimmer. Keine Verbindungstüren zu einem Nachbarraum. Allein! Ich sank mit der Schulter gegen den Rahmen der Badtür, schloss die Augen. Meine Brust brannte. Das Letzte, was ich jetzt brauchte, war ein weiterer Anfall. Ich musste ruhig atmen, ruhig und tief. Und ich musste von hier verschwinden, ehe *er* merkte, dass ich nicht mehr die schlafende Schöne gab. Hier: Santa Reyada. *Er*: Joaquín de Alvaro. Das Monster. *Nosferatu*.

Die Zähne zusammengebissen stieß ich mich vom Türrahmen ab. Gestern war ich vor Angst wie gelähmt gewesen, war bereit gewesen aufzugeben und jetzt? Gab es für mich wieder nur einen Gedanken: Flucht! Aus welchem Grund auch immer *er* mich noch nicht gebissen hatte: Ein zweites Mal würde ich garantiert nicht davonkommen. Ich musste weg. Sofort. Alles andere zählte für den Moment nicht.

Möglichst leise ging ich zum Bett zurück. Was nicht schwer war. Der Teppich auf dem Boden war so dick, dass er jeden meiner Schritte schluckte.

Ich trug noch die Sachen vom vergangenen Abend. Der Knopf meiner Jeans stand offen. Ich schloss ihn. Anscheinend

hatte irgendwer versucht, es mir ein bisschen bequemer zu machen. Wer? Cris? Dieser Rafael? *Er?* – Ganz egal! Das Bündel Geldscheine steckte nach wie vor in der hinteren Tasche. Dem Himmel sei Dank.

Meine Schuhe standen am Fußende. Irgendwie höhnisch. Ich zog sie an, ohne mich zu setzen. Auf einem Sessel gegenüber dem Bett lagen meine Tasche und Jacke. Hastig schnappte ich mir beides.

Als ich auf die Glastür zutrat, war der Lavendelduft plötzlich wieder in der Luft. Der Vorhang wirbelte mir entgegen. Ich schlüpfte an ihm vorbei und durch die Tür auf einen Balkon hinaus. Nein, kein Balkon. Offenbar war der erste Stock – zumindest auf dieser Seite – mehrere Meter vom Rand des Erdgeschosses zurückgesetzt gebaut, sodass eine Art Terrasse entstand. Weiß, rot und rosa blühender Oleander wechselte sich an ihrem Rand entlang in wichtigen Terrakotta-Kübeln mit irgendwelchen Büschen ab, die ich nicht kannte. Dahinter ragte eine steinerne Balustrade aus gedrehten Säulen ungefähr hüft-hoch. Ich warf einen kurzen Blick zum zweiten Stock empor. In den hohen Fenstern hinter mir spiegelte sich der erste Streifen feuriges Rot, der sich gerade am Horizont zeigte und den Sonnenaufgang ankündigte. An den Steinplatten hing noch die Kühle der letzten Nacht.

Wachsam trat ich zwischen zwei der Kübel an das steinerne Geländer. Etwas, das man nur als Park bezeichnen konnte, streckte sich vor mir aus: Rasenflächen, eingefasst von niedrigen Hecken, immer wieder durchbrochen von blühenden Büschen, in einiger Entfernung scheinbar dicht an dicht stehende Bäume. Und das hier, in dieser Gegend. Ich mochte mir gar nicht vorstellen, was es kostete, das alles zu bewässern. Aber

natürlich mussten sich die de Alvaros um Geld keine Gedanken machen.

Ich legte die Hände auf den glatten Stein und spähte in die Tiefe auf der Suche nach irgendetwas, das für mich einen Weg nach unten bedeutete – und erstarrte. Am Fuß der Mauer befand sich eine weitere Terrasse, die nach ein paar Metern an einer flachen, lang gestreckten Treppe endete, die zu einem großen, von sandfarbenen Fliesen eingefassten Pool führte. Auf der einen Längsseite stieg ein Halbrund aus Stufen in das azurblaue Wasser hinein. Es war kristallklar. Eine einsame Gestalt zog darin ihre Bahnen – oder hatte es wohl zumindest bis eben getan, denn in genau diesem Moment hielt der Schwimmer auf die zweite Längsseite zu, stemmte sich aus dem Wasser und klaubte in derselben Bewegung, mit der er sich endgültig aufrichtete, ein Handtuch von den Fliesen. Wahrscheinlich mindestens einen halben Kopf größer als ich selbst, schlank und geschmeidig. Schwarzes Haar, glatt, nass und schwer, hing auf seine Schultern und noch ein Stückchen tiefer. Wie beiläufig fasste er es mit einer Hand im Nacken zusammen und drückte das Wasser heraus. Ich glaubte, das Klatschen der Tropfen auf dem Boden zu hören. Er ließ das Handtuch über seine Brust gleiten, seine Arme, sah dabei dem Sonnenaufgang entgegen, hatte mir den Rücken zugewandt. Etwas Dunkles war darauf ... Ich blinzelte, bis ich erkannte: Schwingen! Er hatte mächtige Schwingen auf den Rücken tätowiert, die direkt aus seinen Schulterblättern zu wachsen schienen. Ihre oberen Bögen schmiegten sich bis zum Kamm seiner Schultern hinauf, während ihre krallenbewehrten Spitzen sich bis auf die Seiten seiner Oberschenkel hinabstreckten. Sie bedeckten seinen ganzen Rücken, bewegten sich mit seinen Bewegungen,

als seien sie mehr als nur in die Haut gestochene Farbe; wirkten im Spiel von Muskeln, Licht und Schatten beinahe lebendig; als würden grau und ockerfarbene Schwingen tatsächlich durchscheinend über seinen Schultern liegen; Schwingen, die sich jeden Moment öffnen konnten, um das Wasser abzuschüttern, das über sie perlte.

Dann drehte er sich um – schwarze Brauen zogen sich zusammen – und sah zu mir auf, als hätte er meinen Blick unvermittelt gespürt. Ich zuckte zurück. *Er!* Joaquín de Alvaro! Das Monster! Hatte ich tatsächlich jemand anderen erwartet? Seine Augen waren jetzt dunkel. Über seinen Schultern ragte links und rechts eine Schwingenkralle nach vorne, reichte bis auf seine Schlüsselbeine. Auf seiner Brust hing ein schwarzes Kreuz. Daneben ein ebenfalls schwarzer, schmaler, länglicher Kristall. Und plötzlich war mir klar, warum ich die Schwingen auf seinem Rücken *ganz* hatte sehen können ... Im gleichen Moment ließ er das Handtuch vor sich sinken und machte einen Schritt aufs Haus zu – die Augen noch immer zu mir gehoben. Ich stolperte hastig von der Balustrade weg, drehte mich um und in das Zimmer zurück. Die Glastür klirrte gefährlich, als ich sie hinter mir zuschlug und mit zitternden Händen verriegelte. Beinahe hätte ich mich im Vorhang verfangen. Hatte er gerade meinen Namen gerufen?

»Sie hätten dich niemals finden sollen, mi corazón.«

Mein Herz schlug wie wahnsinnig. Ich wich von der Tür zurück, bis ich den Bettrand in den Kniekehlen hatte. Jeder Atemzug war ein Pfeifen. Was würde ihn daran hindern, einfach das Glas einzuschlagen? Nichts. – Eine Waffe! Ich brauchte eine Waffe! Irgendetwas! Der Lavendelduft war plötzlich wieder da. Mein Blick huschte durch den Raum, blieb an einer Glaskaraf-

fe auf dem Nachttisch hängen. Zitronenscheiben schwammen auf der leicht trüben Flüssigkeit, die eigentlich nur Limonade sein konnte. Ich goss sie auf den Teppich, schmetterte das Gefäß gegen die Wand. Der Vorhang peitschte auf, obwohl die Glastür fest geschlossen war. Hexerei! Ich packte die größte der Scherben, brachte das Bett zwischen mich und die Terrassentür, meine erbärmliche Waffe in den eiskalten Fingern ... und wartete. Die Zeit schien stillzustehen ... Ich stieß einen Schrei aus, als es irgendwann unvermittelt an die Zimmertür klopfte.

»Wir müssen miteinander reden, Lucinda.« Seine Stimme war nicht mehr das raue Knurren von letzter Nacht, sondern ein weicher Bariton. Schmeichelnd. Verführerisch. Mit einem Hauch von Akzent.

Ich drückte mich mit dem Rücken gegen die Wand neben dem Bett, streckte die Scherbe vor mich. »Verschwinde!«

»Bitte, Lucinda, mir ist bewusst, dass unser erstes Zusammentreffen alles andere als ... als glücklich war ...« Alles andere als ›glücklich‹? Sollte das ein Witz sein? »Mein Benehmen war unverzeihlich.« Unverzeihlich? Aber ansonsten war noch alles gesund? Lieber Gott, er war mir an die Kehle gegangen. »Ich war ... Dich so plötzlich hier zu haben ... Ich habe die Kontrolle verloren. Ich entschuldige mich dafür.« Glaubte er tatsächlich, dass ich ihm dieses Gesäusel abkaufte? Für wie dumm hielt er mich? »Nur reden, Lucinda. Ich werde dir nichts tun.« Die Klinke der Zimmertür bewegte sich. »Ich verspreche es. Mach die Tür auf.« Das konnte nicht sein Ernst sein.

»Niemals! Geh weg!« Obwohl er es nicht sehen konnte, schüttelte ich heftig den Kopf.

»Gib mir eine Chance, Lucinda. Ich will nur mit dir reden.« Abermals senkte sich die Klinke. Nachdrücklicher diesmal.

»Mach auf. Ich komme dir nicht zu nah. Mein Ehrenwort darauf. Aber ich will dir nicht durch die Tür sagen, was ich zu sagen habe.«

»Nein! Geh weg!« Die Glasscherbe zitterte immer stärker in meinen Händen. Was würde eigentlich passieren, wenn ich mich daran schnitt? Jeder Atemzug fiel mir schwerer als der vorherige. »Lass mich zufrieden! Hau ab!«

»¡Maldita sea!, Luz, das ist kindisch. Mach die verdammte Tür auf!« Das Schmeichelnde war aus seinem Ton gewichen. Ein harter Schlag gegen das Holz.

»Nein! Verpiss dich endlich, du Scheißkerl!« Meine eigene Stimme klang viel zu schrill.

Stille!

Meine Kehle war zugeschnürt. Was trieb er da draußen? Suchte er etwas, womit er die Tür aufbrechen konnte? Warum tat er es nicht einfach mit Magie? Immerhin war er ja einer von *ihnen*.

»Also gut.« Ich zuckte zusammen, als er unvermittelt wieder sprach. »Dann machen wir es eben auf deine Art. – Ich muss in etwa einer halben Stunde zu einem Termin, den ich leider weder absagen noch verschieben kann. So lange warte ich im Wohnzimmer auf dich. Wenn du in der Halle mit dem Rücken zur Treppe stehst, ist es der Durchgang auf der linken Seite. Ich lasse die Tür offen. – Ich will nur mit dir reden.« Glaubte er ernsthaft, mich mit dieser Harmlos-Nummer zum Narren halten zu können? »Kommst du?«

»Vergiss es!« Für wie blöd hielt er mich eigentlich? »Du kannst meinewegen warten, bis du schwarz bist.«

»Du kannst nicht ewig da drin bleiben.«

Dummerweise hatte er damit recht. »Verzieh dich endlich!«

»Ich warte die nächste halbe Stunde im Wohnzimmer. Ich hoffe, du kommst. Falls nicht, werden wir reden, wenn ich zurück bin. – Und, Lucinda: Reden werden wir!«

»Niemals!« Der Lavendelduft kitzelte mich in der Nase. Beinahe hätte ich geniest.

Ich glaubte, ein Seufzen zu hören. »Solltest du tatsächlich erst rauskommen, wenn ich fort bin ...«

Worauf du wetten kannst.

»... zur Küche geht es rechts neben der Treppe. Der Kühlschrank ist voll mit allem, was du magst.«

Woher wollte er wissen, was ich mochte?

»Falls dir der Sinn nach Gesellschaft steht, wirst du dich noch drei oder vier Stunden gedulden müssen. Cris schläft gerne lang. – Ach ja. Wenn du dich mit dem Gedanken trägst davonzulaufen: Lass es! Ich kann außerhalb der Grenzen von Santa Reyada nicht für deine Sicherheit garantieren.« *Heuchler!* »Ich würde dich ungern zurückholen müssen. Und ich würde dich finden. Glaub mir.«

Ja, klar. Ich verkniff mir die Frage, was er tun würde, falls er es doch musste. Stattdessen lauschte ich auf die Stille, die plötzlich wieder jenseits der Tür herrschte – auch noch nach Minuten. War er tatsächlich gegangen? Oder lauerte er lautlos draußen im Korridor. Endlich wagte ich es, mich auf das Bett sinken zu lassen und den Griff um die Scherbe zu lockern. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Eine halbe Stunde, hatte er gesagt, dann war ich mit Cris allein – Cris, der mich belogen und getäuscht hatte. Es hätte so vieles leichter gemacht, wenn ich zu ihm gehen und ihn um Hilfe bei meiner Flucht bitten könnte. Aber nach dem, was ich inzwischen wusste ... Nein. Ich musste hier fort und ich konnte ihm dabei nicht vertrauen. Die Vorstellung,

ihn aufzugeben, tat weh. Aber eine andere Wahl hatte ich nicht. Oder? Ich starrte auf die Scherbe in meiner Hand. Vielleicht konnte ich mich ja wieder bei ihm melden, wenn ich ein neues Versteck gefunden hatte? Und sicher sein konnte, dass er mich nicht doch an seinen Bruder verriet.

Ich schloss für eine Sekunde die Augen. Verdrängte die Gedanken. Zuallererst musste ich hier weg. Eine halbe Stunde, hatte *er* gesagt. So lange konnte ich mich gedulden. Und dann würde ich wieder verschwinden. Wenn ich Glück hatte, dachte Cris, sein Bruder hätte mich mitgenommen, und es würde erst auffallen, dass ich nicht mehr da war und brav darauf wartete, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt zu werden, wenn das Monster zurückkam.

Die Stille vor der Tür hielt an. Irgendwann konnte ich mich dazu durchringen, die Scherbe auf den Nachttisch zu legen. Mit einem gewissen Bedauern sah ich auf den Limonadenfleck auf dem Boden. Hätte ich es wirklich gewagt, davon zu trinken? Wäre ich tatsächlich das Risiko eingegangen, dass da vielleicht doch irgendetwas beigemischt war, das mich gefügig machen sollte? Sich jetzt noch darüber Gedanken zu machen, war müßig. Allerdings änderte es nichts daran, dass mein Mund wie ausgedörrt war. Aber gewöhnliches Leitungswasser konnte selbst *er* wohl kaum manipulieren, oder? Ich schaute noch einmal schnell zur Zimmertür, dann ließ ich meine Tasche zu Boden gleiten, stand vom Bett auf und ging ins Bad. Zuvor hatte ich seinem Inneren keinen zweiten Blick gegönnt. Doch diesmal sah ich mich um, während ich auf das Waschbecken zuhielt. Hell und freundlich; zweckmäßig, ohne besonders protzig zu sein. Sandfarbene Fliesen, die den Boden und – als eine Art unregelmäßiges Mosaik – die untere Hälfte der Wand bedeck-

ten. Dicke Flauschvorleger vor der gemauerten Dusche und einer Badewanne, die auf geschwungenen Füßen frei vor der Schmalseite des Raumes stand. Selbst als Tante María noch gelebt hatte, hatten wir uns nie eine Wohnung mit Badewanne leisten können. Der Anblick dahinter jedoch war pure Dekadenz: drei schmale Fenster, die vom Boden bis zur Decke reichten und sich auf eine scheinbar unendliche Sierra öffneten, über der die seltsam grell aufgehende Sonne die Luft bereits erbarmungslos zum Flimmern brachte. Rau, wild – und wunderschön.

Einen Moment stand ich einfach nur da und sah hinaus in die Weite, dann riss ich meinen Blick davon los, lauschte wieder zur Tür hin – noch immer Stille –, trat ans Waschbecken und drehte den Hahn auf. Das Wasser war kühl und köstlich. In großen Schlucken trank ich aus der hohlen Hand. Bis ich meinem Spiegelbild zum ersten Mal etwas mehr Aufmerksamkeit schenkte. Erschrocken beugte ich mich vor, berührte meine Stirn mit den Fingerspitzen ... Direkt am Haaransatz klebten zwei dieser Schmetterlingspflaster und hielten einen rot verschorften Riss zusammen. Unwillkürlich wanderten meine Augen weiter. Blutflecken zierten mein Top. Was ...? *Ich werde keine weiteren blauen Flecken an dir vor Joaquín verantworten, Kleines. Ganz zu schweigen von noch mehr Blut*, hatte Rafael gesagt, bevor er mir die Spritze in die Schulter gejagt hatte. Hatte ich mir den Kopf so hart angeschlagen, dass ich nicht nur kurz benommen gewesen war, sondern mir auch eine Platzwunde geholt hatte? Ich hatte nichts gespürt. Aber wann sonst hätte es passiert sein sollen?

Irgendjemand hatte mich vom Blut gesäubert und die Wunde ziemlich fachmännisch versorgt. Ich hatte nichts davon

mitbekommen. Der Gedanke, so vollkommen weggetreten gewesen zu sein, machte mir Angst. Was war in dieser Zeit noch mit mir passiert? Hatte *er* vielleicht doch ... Meine Hand zitterte ein wenig, als ich die Kragen von Jacke und Bluse von meinem Hals wegzog. Nein. Nichts. Ich hatte mich vorhin nicht getäuscht. Offenbar hatte *er* tatsächlich noch nicht von meinem Blut getrunken. Mit einem Schaudern lehnte ich mich wieder zurück, drehte das Wasser ab, das immer noch ins Waschbecken rauschte. Und ich hatte garantiert nicht vor, darauf zu warten, dass er es tat. Allerdings wäre es vielleicht keine schlechte Idee, das blutige Shirt gegen eines zu tauschen, das nicht aussah, als sei ich an irgendeinem Verbrechen beteiligt gewesen. Ich wollte verschwinden. Zusätzliche Aufmerksamkeit zu erregen, war dabei nicht wirklich geschickt.

Eine Sekunde zögerte ich noch, dann verließ ich das Bad und ging zu dem Kleiderschrank hinüber. Wem auch immer die Sachen hier gehörten: Mit etwas Glück passte ich hinein.

Ich lauschte noch einmal zur Zimmertür. Nach wie vor nichts als Stille.

Wie zuvor flammte das Licht im Inneren auf, sobald ich die Schranktür öffnete. Offenbar war der eigentliche Eigentümer dieses Zimmers und dieses Schrankes weiblich. Ich schob die Frage, wer diese Sie wohl sein mochte, beiseite und machte mich stattdessen auf die Suche nach einem passenden Oberteil. Nachdem die Luft über der Sierra jetzt schon zu flirren begann, sollte es wohl am besten möglichst hell sein. Wer auch immer sie war: Sollte sie glücklich mit ihm werden, wenn sie *ihn* tatsächlich in ihrer Nähe ertragen konnte.

Überraschenderweise war der Geschmack dieser Sie, was Farben anging, meinem anscheinend ziemlich ähnlich. Alles wei-

testgehend dunkel und gedeckt. Außerdem besaß sie wie ich offenbar keine Röcke. Verrückt. Hastig stöberte ich durch die aufeinandergestapelten Shirts. Jedes einzelne absolut nagelneu. Zumindest, soweit ich das sagen konnte. Nun ja, wer mit *ihm* zusammen war, konnte es sich leisten, Sachen nur einmal zu tragen. Trotzdem ... wenn man bedachte, dass ich meine Sachen normalerweise secondhand aus Thriftshops hatte, fühlte es sich irgendwie ... seltsam an.

Schließlich zog ich ein dünnes, graublaues Shirt mit Kapuze aus einem Stapel – und hielt inne, als ich den schwarzen Gitarrenprint mit den Glitzersteinen sah. Dasselbe Shirt hatte ich vor zwei Wochen schweren Herzens in den Müll geworfen, weil es endgültig nicht mehr zu flicken gewesen war ... Ich griff erneut in den Stapel, zerrte ein graues Shirt mit gehäkelten Einsätzen an den Schultern hervor. Mein Magen krampfte sich zusammen. Sein Zwilling lag mit einem Fleck, von dem ich nicht wusste, wie ich ihn wieder herausbekommen sollte, neben meinem Bett in Boston. Blindlings ließ ich es auf den Boden fallen, griff mir das nächste. Dunkles, beinah schwarzes Grün, mit einem Aufdruck im Ed-Hardy-Style. Mein Lieblingsteil. Nur war bei *meinem* eine Stelle an der Schulternaht schon gefährlich dünn. Meine Hand bebte, als ich das nächste hervorzerzte. Und das nächste. Und das übernächste ... Bis ich zurücktaumelte und gegen die Wand stieß. Der ganze Schrank war vollgestopft mit meinen Sachen. Oder genauer: Duplikaten davon. Manche der Teile hatte ich schon vor Ewigkeiten weggeworfen. Oder verloren. Oder zurücklassen müssen. Ich starrte auf den Berg Kleidungsstücke zu meinen Füßen. Schüttelte den Kopf. Krank! Das war ... krank! – Und ... Der nächste Gedanke erschreckte mich beinah noch mehr: Es bedeutete, dass *er* die

ganze Zeit gewusst haben musste, wo ich war. Aber das ... ergab keinen Sinn. Wenn er gewusst hatte, wo ich war, warum hatte er mich dann nicht schon viel früher hierherschaffen lassen? Bevor er begonnen hatte, Nosferatu zu werden. Warum hatte er so lange gewartet, dass er schon ...? Nein! Nein, ich wollte es nicht wissen. Er musste komplett wahnsinnig sein. Ich wollte nur eins: weg hier! Sofort! Jede Sekunde, die ich länger hier war, war eine Sekunde zu viel.

Entschieden stieß ich mich von der Wand ab, schnappte mir wahllos eines der helleren Shirts und tauschte es rasch gegen mein Spitzenoberteil und das blutfleckige Spaghettiträger-Top, während ich schon aus dem Kleiderschrank flüchtete. Ich musste hier weg!

Den Stuhl bereits halb unter der Türklinke hervorgezogen, hielt ich inne, warf einen hastigen Blick auf meine Uhr. Die halbe Stunde war noch nicht um. Irgendwie hilflos sah ich zu der Glastür auf die Terrasse hinaus. Solange er noch im Haus war, konnte ich eine Flucht nicht riskieren. Weder auf dem einen noch auf dem anderen Weg. Ich schob den Stuhl an seinen Platz zurück und trat zurück, schlang die Arme um mich. Als ein Zittern in mir aufstieg, kämpfte ich es nieder. Ich hatte nur noch diese eine Chance. Ich würde sie nicht aufs Spiel setzen. Nicht, weil ich plötzlich in Panik ausbrach und glaubte, es keine Sekunde länger aushalten zu können. Die nächste Stadt zu erreichen, war vermutlich schwer genug. Denn ganz abgesehen davon, dass ich keine Ahnung hatte, wo genau ich war, stand wahrscheinlich jeder im Umkreis von Meilen in irgendeiner Form in *seinen* Diensten. Wenn darunter mehr Typen wie Rafael waren, gingen meine Chancen, von hier wegzukommen ohnehin ziemlich gegen null. Ich umfasste meine Ellbogen fes-

ter. Hoffentlich wohnte *der* nicht auch auf Santa Reyada. Oder war zumindest mit *ihm* zu diesem Termin gefahren und schlich nicht gerade irgendwo auf dem Gelände herum. Irgendwie nun doch zittrig ging ich zum Bett hinüber und setzte mich steif auf die Kante. Eigentlich war Flucht wirklich der blanke Wahnsinn. Aber eine andere Wahl hatte ich nicht.

Ich wartete. Starrte vor mich hin. Sah immer wieder auf die Uhr. Erwischte mich dabei, wie ich an meinem Fingerknöchel nagte; wie meine Gedanken immer wieder zu Cris wanderten; wie ich mich fragte, ob ich ihn vielleicht doch um Hilfe bitten konnte – und den Gedanken jedes Mal wieder verwarf.

Einmal glaubte ich Stimmen zu hören. Dann einen Automotor. Jedoch viel zu schwach, als dass ich mir hätte sicher sein können. Dieses Haus war einfach zu groß. Und ich kannte seine Geräusche nicht. Also blieb ich auf dem Bettrand sitzen und wartete weiter, bis die halbe Stunde um war. Und noch fünf Minuten länger.

Erst dann hob ich meine Tasche auf, ging zur Tür und öffnete sie. Nur um eine weitere geschlagene Minute im Rahmen zu stehen und in den dämmrigen Korridor davor zu lauschen. Nichts als Stille. Und dieser scheinbar allgegenwärtige Lavendelduft.

keit um ihn herumgestrichen, die ihn schier rasend gemacht hatte. Beinahe hätte er alle guten Vorsätze über Bord geworfen und wäre nach oben gestürmt, um diese verdammte Tür auch gegen Luz' Willen zu öffnen. Dass Hernan schließlich vorgefahren war, um ihn zu dem Treffen in San Diego zu bringen, war geradezu eine Erlösung gewesen. Dass er sich während der Fahrt bisher kaum auf das hatte konzentrieren können, was ihn dort erwartete, war etwas anderes. Und dabei widerstrebte es ihm zutiefst, unvorbereitet zu sein. Nicht jetzt. Nicht wenn die Nosferatu – auch in seiner Domäne – seit Kurzem geradezu Amok liefen und dabei immer wieder regelrechte Blutbäder anrichteten. Irgendetwas stimmte nicht. Sie waren ... viel zu organisiert. So als hätten sie ihre Revierkämpfe untereinander und gegen ihn aufgegeben und sich entschlossen ... ja, was? Sich zusammenzuschließen und so viel Aufmerksamkeit wie möglich auf die Hexer der Hermandad und ihren Vampirfluch zu lenken ... um ihnen die Menschen auf den Hals zu hetzen? Um die Hexer des Ordre des Sorciers auf den Plan zu rufen, die ja immer noch der Meinung waren, ihre vom Teufel versuchten – ehemaligen – Brüder, die sich vor all den Jahrhunderten von ihnen abgewandt und in der Hermandad zusammengeschlossen hatten, würden nur der schwarzen Magie frönen und ihrem Tun müsste Einhalt geboten werden? Warum? Um Hermandad und Ordre gegeneinander auszuspielen? Eine neue Hexenjagd des Ordre auf die Mitglieder der Hermandad anzuzetteln? Die Menschen wieder zu einem fackelschwingenden Lynchmob aufzustacheln? – So arbeiteten Nosferatu nicht. Zumindest hatten sie es bisher nicht getan. Aber irgendetwas lief gerade falsch. Und das nicht nur in seiner Domäne. Im Gegenteil. In anderen sollte es noch schlimmer sein. Und im Au-

genblick konnte er diese Probleme nicht auch noch zusätzlich zu seinen eigenen gebrauchen.

Ärgerlich warf er die Mappe auf den Boden der Limousine. Eines der Bilder rutschte heraus. Mit einem leisen Fluch bückte er sich, klaubte es auf und steckte es ins Innere zurück. Warum musste dieses verdammte Treffen auch ausgerechnet jetzt sein? Und Absagen war nicht möglich. Sie waren extra seinetwegen an die Westküste gekommen. Das Risiko war zu groß, dass sie auf Santa Reyada auftauchten, wenn er nicht nach San Diego kam. Und das Letzte, was er wollte, war, sie in seinem Haus zu haben. – Nein, das Letzte, was er wollte, war, dass sie in Luz' Nähe kamen.

»Wo warst du gestern den ganzen Abend? Ich habe den gesamten Flug von Boston hierher versucht, dich zu erreichen.« Offenbar hielt Rafael es nicht für nötig, seine Frage zu beantworten.

»Jagen. Und ... unterwegs. – Ich musste ... raus.« Nachdem Luis und die anderen ihn den ganzen Tag über mit ihren Forderungen und unnötigen Diskussionen zuvor immer weiter an den Rand des Wahnsinns getrieben hatten, war von seiner Selbstbeherrschung am späten Nachmittag nicht mehr viel übrig gewesen. Mit jeder Minute war er gereizter geworden, war die Wahrscheinlichkeit größer geworden, dass er die Beherrschung verlor. Es war gerade erst auf den frühen Abend zugegangen, als er darauf bestanden hatte, das Treffen für diesen Tag zu beenden. Er drückte Mittel- und Ringfinger gegen die Schläfe. Er konnte es nicht riskieren, dass einer der anderen Hexer in seiner Nähe war, wenn die Sonne unterging. Nicht mehr. Seine Macht war ... instabil. Schon seit einigen Wochen; seit er angefangen hatte, sich immer mehr zu ... verändern, Nosferatu

zu werden. Zuerst kaum merklich, doch dann immer ... heftiger, unberechenbarer. Inzwischen war das Ganze manchmal ein regelrechtes Vabanque-Spiel. Vor allem bei Sonnenuntergang. Und wenn sein Illusionszauber dann brach und einer der anderen dabei war ... Nein. Die Gefahr war zu groß, dass sie sein Geheimnis entdeckten, sobald es Nacht wurde.

»Aha. Und was war es letzte Nacht? Piste oder Käfig?«

War das eben ein Gähnen gewesen? »Die Piste. Ich wusste, dass Max da sein würde. Und nachdem er bei seinem letzten Rennen Stew geschnitten hat, war er gestern genau der Richtige für mich, um mich abzureagieren. – Also? Was ist mit deinem Bein?«

Rafael stieß ein hochtheatralisches Seufzen aus. »Fernán sagt, ich werde es überleben. – Frag lieber, wie es meinem Stolz geht. Deine Kleine hat mich eiskalt erwischt. Und die Leute, die das von sich behaupten können, kannst du an drei Fingern abzählen. Inklusive dir und Estéban.«

»In Ordnung, wem von euch beiden soll ich den Kopf tätscheln? Dir, um dich zu bedauern, oder ihr, um sie für ihre Heldentat zu beglückwünschen?«

Diesmal ließ Rafael ein Schnauben hören. »Wenn du nichts Besseres mit deiner Sanguaíera zu tun weißt, als ihr den Kopf zu tätscheln, dann, mein Freund, hast du meiner Meinung nach ein ziemlich massives Problem. – *Ich* weiß allerdings immer noch nicht, womit ich letzte Nacht das ›Rindvieh‹ verdient hatte.«

Einen Augenblick presste Joaquín die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Luz' unvermittelte Nähe, der Geruch ihres Blutes, hatte ihn komplett um seine Selbstbeherrschung gebracht. »Das sag ich dir ein andermal ...«

»Du sagst mir in letzter Zeit ziemlich viel ›ein andermal‹, Bruder. Muss mir das zu denken geben?«

»Nicht mehr als gewöhnlich.«

»Sicher? Joaquín ...« Der leicht spöttische Ton war endgültig aus Rafaels Stimme verschwunden. Joaquín rieb sich über die Stirn. Dass Rafael und er sich beängstigend oft ohne Worte verstanden, konnte jetzt zu einem Problem werden.

»Es ist alles in Ordnung. – Sag du mir lieber, was zwischen Lucinda und Cris ist.« Auch wenn er es bereits ahnte: Etwas in ihm musste es hören.

»Was meinst du?«

»Tu nicht so. Ich werde vielleicht Nosferatu; das bedeutet aber noch lange nicht, dass mein Verstand auf der Strecke bleibt. Er hat sich heute Nacht vor sie gestellt ...«

»Das hast du noch mitbekommen?«

»Ja, das habe ich noch *mitbekommen*. Ebenso wie die Tatsache, dass das zwischen mir und meiner Blutbraut mein kleiner Bruder war.«

»Er ist zu Tode erschrocken, als er dich gesehen hat. Immerhin hatte er keine Ahnung, dass du schon so weit ...«

»Die erste Regel, die man jedem von uns einhämmert, ist: Stell dich nie zwischen eine Sanguaíera und ihren Hexer. Cris hat sie ebenso gelernt wie du und ich. Er kann von Glück sagen, dass ich offenbar doch noch nicht ganz ›*so weit*‹ bin, sonst wäre er möglicherweise nicht mehr am Leben. – Also?«

»Hör mal ...«

»Was ist da?«

Rafael räusperte sich. »Sie haben sich geküsst?«

»Aha. – Wie?« War er tatsächlich so masochistisch veranlagt, dass er auch hier Gewissheit wollte?

Schweigen.

»Rafael.«

Noch immer Schweigen.

»Rafael.« Diesmal war sein Ton eine kleine Terz höher. »Wie haben sie sich geküsst?«

Seufzen. »Richtig.«

»Wie richtig?« Was hatte er erwartet? Bloßes Händchenhalten mit Anstandsdame? – Es fühlte sich trotzdem wie ein Schlag in den Magen an.

»Heilige Muttergottes, willst du wissen, wie tief seine Zunge in ihrem Hals war? Entschuldige, dass ich nicht nachgemessen habe.« Es klang, als würde Rafael irgendetwas mit ziemlicher Wucht gegen irgendeine Fläche knallen.

Joaquín drückte abermals Mittel- und Ringfinger gegen die Schläfe. »Du hast es gesehen?«

»Ja.«

Er schloss die Augen. »Hat es ihr ...«

»... gefallen?«

»Ja.« Er hatte das Wort einfach nicht über die Lippen gebracht. Warum eigentlich?

Rafael holte deutlich hörbar Atem und stieß ihn ebenso wieder aus. »Ich denke, ja.«

»Okay.« ›Schlag in den Magen‹ traf es mit jeder Sekunde weniger.

»Es tut mir leid.«

»Warum? Es ist ja nicht deine Schuld.« Er war schon immer ein Meister darin gewesen, Gleichgültigkeit zu heucheln.

»Du weißt, wie ich es meine. – Schmeiß ihn raus!«

»Was?«

»Schmeiß Cris raus! Er soll in das Penthouse in L. A. ziehen.«

»Rafael ...«

»Was? Er ist dein Bruder und macht sich an das Mädchen ran, von dem er weiß, dass sie dir gehört ...«

»Eben. Er ist mein Bruder.«

»Jetzt komm mir nicht mit dieser ›Blut ist dicker als Wasser‹-Nummer.«

»Nein, ich komm dir mit der ›Er ist mein Bruder, und so wie sich erstens diese Sache mit den Nosferatu gerade zuspitzt und zweitens auch der Ordre wieder hinter der Hermandad her ist, will ich ihn auf Santa Reyada und damit in Sicherheit haben‹ -, und mit der ›Ich will ihn aus der Schusslinie halten, damit niemand auf die Idee kommt, ihn als Druckmittel gegen mich zu benutzen‹-Nummer.«

»Er ist alt genug, um auf sich selbst aufzupassen.«

»Alt genug vielleicht, aber auch mächtig genug?«

»Du kannst seinen Hintern nicht ewig retten.«

»Er ist mein Bruder.«

»Familie ist nicht alles.«

»Wenn du das sagst.«

Rafael stieß ein Grollen aus. »Ja, in Ordnung. Schon kapiert. Mit dir darüber zu diskutieren, ist zwecklos. – Dann sieh zu, dass du deiner Tigerin klarmachst, dass du die bessere Partie von euch beiden bist.«

Leichter gesagt als getan. »Tigerin?«

»Ja, Tigerin. – Immerhin hat sie sich gewehrt wie eine. Du erinnerst dich? Sie hat mir ein verdammtes Springmesser in den Oberschenkel gerammt!« Schaben und Klappern über dem Blubbern einer Kaffeemaschine. Als Rafael nach einem Moment weitersprach, war sein Ton ernst. »Joaquín, sie hat mehrfach versucht davonzulaufen.« Das konnte er sich den-

ken. »Meiner Meinung nach hatte sie Todesangst.« Was ihn nicht überraschte. »Was in drei Teufels Namen hat die Alte ihr erzählt?« Zu viel. »Als du die Treppe runterkamst ... Sie sah aus, als stünde sie dem Leibhaftigen gegenüber. – Ich meine: Du warst auch zum Fürchten. Aber was hat sie gedacht, was du tun würdest?« Ihr die Zähne in den Hals schlagen, ihr Blut trinken und ihr dann Stück für Stück die Kehle herausreißen. So wie Malakai es damals bei María getan hatte. Vor ihren Augen. Bevor er begonnen hatte, auch mit *ihr* zu spielen. »Als sie da lag ... Ich dachte tatsächlich für eine Sekunde, sie sei vor Angst gestorben.« Er konnte Rafael geradezu den Kopf schütteln hören. Joaquín rieb sich übers Gesicht. Ja, gestorben. Aus Angst vor ihm. Viel hatte möglicherweise nicht gefehlt. »Wie geht es ihr heute Morgen?«

»Gut genug, um mich zum Teufel zu wünschen.«

»Oha. Was genau hat sie gesagt?«

»Ich glaube, der entscheidende Satz war: *»Verpiss dich endlich, du Scheißkerl!«*«

»Autsch. – Und was gedenkst du zu tun, um sie dir etwas gewogener zu stimmen? Ich würde ja ein nettes kleines Frühstück zu zweit vorschlagen, auf der hinteren Terrasse. Dazu dein göttliches Rührei mit frischen Kräutern ... Nachdem ihr einander heute Morgen schon über den Weg gelaufen seid, ist es ja schon zu spät, um ihr das Frühstück ans Bett zu bringen ...«

»Ich habe ihr gesagt, wir reden, wenn ich wieder zurück bin –«

»Zurück? Wieso ...? – Warte mal. Du bist nicht auf Santa Reyada?«

»Nein ...«

»Wo zum Teufel steckst du dann?«

»Auf dem Weg nach San Diego. – Du erinnerst dich? Das

Treffen mit den anderen Patrones? Wie schon gestern und vorgestern?»

»Du ... Was? – Das ist nicht dein ...? – HERNAN!!«

Mit einem Fluch riss Joaquín sich das Handy vom Ohr. »Verdammt, Rafael, das war mein Trommelfell«, zischte er, als er es wagte, es wieder ans Ohr zu halten.

Rafael ignorierte seine Worte. »Sag Hernan, er soll umdrehen!«, verlangte er heftig.

»Das geht nicht. Sie erwarten mich.« Joaquíns Ton war nicht minder scharf.

»Sollen sie. Du und deine Tigerin, ihr seid jetzt wichtig. Herr im Himmel, Joaquín, du stehst am Abgrund, das Mädchen, das der Schlüssel zu deinem Leben ist, ist bei dir zu Hause – und du lässt sie allein, um dich mit diesen Hyänen zu treffen? – Hast du sie noch alle?«

»Du weißt, dass das nicht so einfach ist.«

»Verdammt, Joaquín, und du weißt, dass in den oberen Rängen der Familie schon Gerüchte umgehen, dass du ihnen irgendetwas verschweigst. Du bist der Letzte, dem ich sagen muss, was es bedeutet, wenn die Geier aus deinem Konsortium feststellen, dass ihr Verdacht tatsächlich der Wahrheit entspricht. Und wenn sie es wissen, was glaubst du, wie lange es dauert, bis sie es auch den anderen Patrones der Hermandad gesteckt haben. Eine Stunde? Eine halbe?«

»Noch kann ich sie ...«

»Was? Täuschen? Wie lange? Hast du vergessen, dass ich die zweite Hälfte eines ganz bestimmten Siegels trage? Ich habe gemerkt, dass du gestern Abend in die Knie gegangen bist, als ich Abners Zauber abgelenkt habe. Irgendwann wird deine Illusion zusammenbrechen. – Großer Gott, deine Sanguaíera ist

auf Santa Reyada. Alles, was du brauchst, sind ein oder zwei Tage. Dann ist die Sache geklärt und sie können dir gar nichts mehr.« Was hätte er nicht darum gegeben, wenn es tatsächlich so einfach gewesen wäre. »Scheiß auf deine Pflicht der Hermandad gegenüber. Seit Jahren hältst du für sie immer wieder den Kopf hin. Holst für sie die Kohlen aus dem Feuer. Schon als dein Vater noch da war. Müssen sie eben diesmal ohne dich klarkommen. – Und jetzt sag Hernan, er soll dich nach Hause schaffen, verdammt noch mal!«

»Rafael ...«

»Tu es einfach, Bruder. Sie sind es nicht wert, ihretwegen auch nur einen Tag mehr zu verlieren.« Rafaels Stimme war plötzlich sehr sanft.

Erneut massierte Joaquín sich die Schläfe. Wie man es drehte und wendete: Rafael hatte recht. Zudem war ihm alles andere als wohl dabei, Lucinda einfach sich selbst zu überlassen. Auch auf Santa Reyada. Auch mit Cris im Haus. Vielleicht sollte er das Risiko eingehen und hoffen, dass den anderen Patrones die Fahrt bis hinaus nach Santa Reyada schlicht zu weit war. »Also gut. Ich komme zurück.«

»Sehr gut. Ich werde jetzt meinen Kaffee zu Ende trinken, anschließend gehe ich zum Haus hinüber und gebe der lieben Lucinda eine weitere Kostprobe meines unwiderstehlichen Charmes, damit sie dich umso mehr zu schätzen weiß. Wir sehen uns dann, Bruder.« Ein Klicken. Aufgelegt. Typisch Rafael.

Joaquín ließ das Handy sinken. Vor den getönten Scheiben huschten Geröllboden und Felsen vorbei, lösten sich ab mit kleinen Wäldchen aus Joshua Trees und Büschen. Das Gras war so trocken, dass es den Namen nicht mehr verdiente. Sie brauchten Regen. Unbedingt. Erbarmungslos stach die Sonne grell vom

Himmel herab. Der Nacht-Kristall brannte wie Eis auf seiner Haut. Er griff neben sich und ließ die Trennscheibe herunter.

»Hernan.«

»Sí, Patron?« Der Fahrer sah ihn im Rückspiegel an.

»Dreh um. Bring mich nach Hause.«

»Sí, Patron. Sehr gerne.« In den Augenwinkeln des älteren Mannes erschienen unzählige Fältchen – die gleich darauf wieder verschwanden. »Patron?«

Auf halbem Weg nach oben hielt er die Trennscheibe an, senkte sie wieder ein Stück. »Sí, Hernan?«

»Ich hoffe, María schmort in der tiefsten Hölle für das, was sie getan hat.«

»Ich auch, Hernan.« Allerdings traf ihn daran auch ein gerütteltes Maß an Schuld – wie man es drehte: Er hatte damals bei dem Mädchen versagt, das alles für ihn bedeutete. »Bring mich nach Hause«, wiederholte er müde.

»Sí, Patron.«

Er ließ die Trennscheibe endgültig zugleiten. Dass Luz auf Santa Reyada war, änderte nichts an seinen Plänen. Zumindest nicht, wenn kein Wunder geschah. Und an Wunder hatte er nie geglaubt. Teufelspakt hin oder her.

Entschieden klickte er sich durch die Kontakte seines Handys und rief Luis de las Parras' Nummer auf.

Schon nach dem dritten Klingeln erklang ein unwilliges »Ja?«.

»Luis? – Joaquín hier.«

»Joaquín? Was kann ich für dich tun?« Schlagartig hatte sich Luis' Tonfall geändert. Jetzt klang der Patron der las-Parras-Familie schmeichelnd.

»Ich wollte dich nur darüber informieren, dass ich heute nicht zu unserem Treffen erscheinen werde. Und auch morgen

werdet ihr auf mich verzichten müssen. Ich muss mich um einige persönliche Dinge kümmern. – Richte auch den anderen mein Bedauern aus.«

»Persönliche Dinge? Du hast die Berichte vorliegen ... Was könnte wichtiger sein als deine Pflicht der Hermandad gegenüber? Wir haben dieses Treffen nur deinetwegen hier an der Westküste einberufen.« Die Missbilligung war in Luis' Stimme nicht zu überhören. Niemand, auch nicht Joaquín de Alvaro, sagte ein Treffen der mächtigsten fünf Patrones ab. Außer vielleicht der Teufel persönlich.

»Das ist meine Sache, Luis. Ihr werdet das Treffen ohne mich zu Ende bringen müssen. Ich bin im Augenblick auf Santa Reyada nicht abkömmlich.«

»Joaquín, das kannst du nicht ...«

»Doch, ich kann. Wie du siehst.« Er bemühte sich nicht mehr darum, auch nur ansatzweise höflich zu klingen.

»Joaquín, was auch immer so wichtig ist, es kann wohl kaum wichtiger sein, als die Nosferatu in ihre Schranken zu weisen. Du weißt, dass wir es ohne dich nicht schaffen können, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Ihre Übergriffe werden immer brutaler. Wir müssen die Unseren beschützen. Und wer könnte uns dabei besser helfen als du? Deine Domäne hat die wenigsten Toten zu beklagen. Und das, obwohl sie mit San Francisco, Los Angeles, San Diego und dem gesamten Umland bis zu dir hinaus nach Santa Reyada eine der größten ist.« Luis' Tonfall war erneut schmeichelnd geworden. »Wenn es darum geht, dass du eine Entschädigung für deine Unterstützung verlangst ... Es lässt sich sicherlich über alles reden.«

Eine ›Entschädigung‹. Joaquín verzog abfällig den Mund. Ja, natürlich, in der Hermandad hatte alles einen Preis. Dummer-

weise konnten sie seinen nicht bezahlen. Keiner von ihnen konnte die Zeit zurückdrehen. Oder verhindern, dass er mit jeder Nacht mehr zu einer Bestie wurde. Das konnte nur Luz.

»Ich bedaure, Luis, aber es bleibt dabei: Ihr werdet das Treffen ohne mich zu Ende bringen müssen.«

Einen Augenblick herrschte Stille, dann: »Die anderen werden nicht erfreut sein. Das wird Konsequenzen haben ...«

»Wenn du meinst. Aber ich hoffe, dir ist bewusst, wem du gerade drohst.«

Luis holte scharf Atem. »Du verstehst das falsch. Das war keine Drohung, Joaquín ...«

»Dann ist es gut. – Ich melde mich, sobald es mir meine Zeit erlaubt, Luis. Bis dann.« Er drückte den anderen weg, bevor der noch irgendetwas erwidern konnte. Was auch immer Luis gesagt hatte: Natürlich waren seine Worte eine Drohung gewesen. Er hatte sich nur darauf besonnen, dass es vielleicht tatsächlich besser war, so etwas nicht offen gegen ihn auszusprechen. Aber Konsequenzen würde es haben, dass er nicht mehr zu diesem Treffen erscheinen würde.

Als sein Handy keine halbe Minute später mit Luis' Nummer im Display aufsummte, schaltete er es endgültig aus. Einen Moment starrte er blind auf die draußen vorbeihuschende Landschaft, dann zog er sich eine weitere Mappe von dem Stapel neben sich auf der Rückbank heran und versuchte sich darauf zu konzentrieren, was da in der verschnörkelten Handschrift seines Sicherheitschefs stand. Seine Gedanken schweiften immer wieder ab.

Etwas in ihm zog sich bei dem Anblick zusammen, der sich ihm bot, als sie Santa Reyada einige Zeit später erreichten. Die Haus-

tür stand sperrangelweit offen. Joaquín hatte den Schlag aufgerissen und stieg aus, noch bevor der Wagen richtig hielt. Rafael erschien im Eingang, kam ihm die Treppe herunter entgegen.

»Was ist passiert?«

»Sie ist weg!«

Das Etwas in ihm wurde eiskalt. »Weg? Was ...«

»Ich kann sie auch im Garten ...« Cris bog um die Hecken, die die Stufen flankierten, und prallte abrupt zurück, als er seinen Bruder sah.

»Weg?« Gefährlich langsam ging Joaquín auf ihn zu. An Cris' Kehle zuckte es, als er hart schluckte. Er machte einen Schritt rückwärts, stieß mit der Schulter gegen die Hecke.

»Joaquín ...«, setzte er an.

»Weg?«, wiederholte Joaquín drohend. Er widerstand nur schwer dem Drang, seinem Bruder die Nägel in den Hals zu graben und zuzudrücken. »Du hast keine Skrupel, mit dem Mädchen ins Bett zu steigen, das mir gehört, aber du bist nicht dazu in der Lage, dafür zu sorgen, dass sie an einem Ort bleibt, an dem sie sicher ist ...«

»Ich bin nicht ...«

»Ach? Und Rafael hatte Halluzinationen? Er hat gesehen, wie du ihr die Zunge in den Hals gesteckt hast.« Angewidert versetzte er Cris einen Stoß vor die Brust, der den weiter zurück- und in die Hecke taumeln ließ. »Ich will mich endlich auch mal auf dich verlassen können, Cristóbal, und nicht immer nur deinen Arsch retten müssen. Du kotzt mich an!« Sein Bruder biss die Zähne zusammen, sagte aber nichts. Brüsk wandte er sich von ihm ab, Rafael zu. »Wie lange ist sie schon weg?«

Der zuckte die Schultern. »Als ich herüberkam, war sie schon nicht mehr in ihrem Zimmer. Das war vor einer guten halben

Stunde. Ich habe versucht, dich zu erreichen, aber dein Handy war aus ... Wir haben Santa Reyada komplett auf den Kopf gestellt. Nichts. Sie muss zu Fuß unterwegs sein. Es fehlt zumindest keiner der Wagen.«

Joaquín warf einen schnellen Blick zur Sonne hinauf, nur um ihn mit einem Zischen sofort wieder abzuwenden und die Lider zusammenzupressen. Er unterdrückte einen Fluch. Sie mussten Luz finden. Und zwar schnell.

Hinter ihm räusperte sich Hernan. »Kann ich irgendetwas tun, Patron?«

Mit erzwungener Ruhe drehte er sich zu seinem Fahrer um. Hernan war so vertrauenswürdig wie jeder andere seiner Leute, aber bei dem, was er gleich tun würde, wollte er ihn nicht dabei haben. »No, gracias, Hernan. – Ich wäre dir dankbar, wenn du die Papiere vom Rücksitz auf den Schreibtisch im Arbeitszimmer legen würdest, aber danach brauche ich dich für heute nicht mehr.«

»Sicher, Patron? Egal, was es ...«

»Sicher, Hernan. Danke.« Er nickte dem Mann noch einmal zu, dann machte er kehrt und stieg die Treppe hinauf. »Ihr kommt mit!«, knurrte er Rafael und Cris zu. Widerspruchslos folgten sie ihm quer durchs Haus, bis in die Küche.

»Was hast du vor?« Rafael runzelte die Stirn, als er ein Paket Salz aus dem Schrank nahm und eines der Messer aus dem Block zog.

»Cris bleibt hier, falls sie wider Erwarten zurückkommt; wir beide ...«

Cris schüttelte den Kopf. »Sie wird nicht zurückkommen. Es wäre besser, ich würde die Bell nehmen und Lucinda aus der Luft suchen, anstatt nur hier herumzusitzen.«

»No. Du bleibst hier.« Ohne seinen Bruder eines Blickes zu würdigen, drängte er sich an ihm vorbei und stieß die Hintertür auf. Was er jetzt noch brauchte, war Erde. »Rafael und ich werden sie am Boden suchen.«

»Sie kann überall sein«, wandte Rafael vorsichtig ein und folgte ihm zusammen mit Cris weiter nach draußen.

Vor einem Busch kniete er sich hin, legte das Messer neben sich, strich den harten, staubigen Boden mit der Hand glatt, kippte das Salz darauf und glättete es ebenfalls. »Deshalb verschaffe ich uns auch etwas Hilfe.«

Cris schnappte nach Luft, als er das erste Siegel in Salz und Erde schrieb. »Du willst ... Man kann die Hunde nicht kontrollieren.«

Joaquín sah nicht auf. »Ich kann es. – Bring mir ihr Kissen oder irgendeinen anderen Teil ihres Bettzeugs aus ihrem Zimmer und dann sieh zu, dass du mir aus dem Weg gehst.«

»Das ist ... Das ist Blutmagie. Das ist verboten.«

Rafael stieß ein Zischen aus.

»Lauf meinerwegen zu Tomás; oder noch besser gleich zu Luis und den anderen und erzähl es ihnen. Verpfeif mich, wenn es sein muss. Es ist mir egal. Ich will Lucinda finden.« Das zweite und dritte Siegel. Das vierte. Er griff nach dem Messer, zog es sich über die Hand, schrieb das fünfte Siegel mit seinem Blut. Hinter ihm entfernten sich hastig Schritte Richtung Haus. Der Boden bekam Risse, warf Blasen. Ein weiteres Siegel, ebenfalls mit Blut geschrieben. Konturen schälten sich aus der Erde, nahmen Gestalt an. Immer mehr. Das siebte Siegel. Ein schwarzer Hund hob den Kopf, zeigte seine Fänge. Ein zweiter, dritter, vierter. Wie Kohle glühende Augen. Hunde? Nicht wirklich. Hunde hatten keine Hörner am Schädel und keinen

Echsenkamm den Rücken entlang. Die Schritte kamen zurück. Joaquín stand auf, hielt den Bestien die blutende Hand hin, fletschte seinerseits die Zähne, streckte zugleich die andere hinter sich, bis ihm jemand – Cris – etwas Weiches hineindrückte, zeigte es den Kreaturen, ließ sie daran schnüffeln.

»Findet sie!« Alles andere war bedeutungslos.

Die Tiere jaulten auf und machten sich auf die Jagd.

Als er ihnen folgte, schickte er ein stummes Stoßgebet zum Himmel, dass ihr nichts zustieß, bevor sie sie aufgestöbert hatten. Allerdings waren seine Gebete noch nie erhört worden.



5

Sie rissen an meinen Haaren, kreischten und heulten. Ein Stoß. Ich stolperte, fing mich in letzter Sekunde. Meine Handflächen waren blutig geschürft, meine Hose zerfetzt. Ein Schlag in den Rücken. Ich taumelte erneut, knickte um, fiel auf Hände und Knie. Etwas fuhr mit unsichtbaren Krallen über meine Arme, mein Gesicht. Ich schrie auf. Rollte mich zusammen, schlang die Arme um den Kopf. Sie zerrten weiter an mir. Kratzten, zwickten, stießen, schlugen. Unsichtbar. Peitschten mir Sand und Dreck ins Gesicht. Ich wusste nicht wie lange schon. Ich wusste noch nicht einmal, was »sie« waren. Nur dass sie plötzlich da gewesen und über mich hergefallen waren. Wie ein Schwarm bössartiger Kinder, die sich einen Spaß daraus machten, mich herumzuschubsen und zu quälen. Selbst mein Shirt war zerrissen und die Haut darunter zerkratzt. Haut, die bereits von der Sonne feuerrot war. Ich wimmerte, schluchzte. Mein Gesicht war nass. Schrie unter einem neuerlichen, grausamen Stoß in die Rippen. Sie kreischten und lachten nur noch lauter. Ich schlug blind nach ihnen. Wie schon unzählige Male zuvor wischte mein Arm nutzlos durch die leere Luft. Jaulen und Knurren waren plötzlich zwischen dem Heulen und Kreischen. Schatten überall. Schnüffeln und Hecheln. Stinkender Atem. Fänge direkt vor meinem Gesicht, als ich es wagte, den

Kopf ein winziges Stück zu heben. Lefzen zogen sich noch weiter zurück. Speichel triefte auf den Boden, auf mich. Hunde. Riesige, schwarze Hunde. Vier Stück. Denen nach hinten gebogene Hörner aus dem Schädel wuchsen ... Mit einem neuerlichen Schrei fuhr ich zurück, kroch davon. Versuchte es zumindest. Beine in einer silbergrauen Anzughose waren unvermittelt vor mir. Ich prallte dagegen. Hände packten mich, holten mich auf die Füße. Eine lose gezernte Krawatte über einem offen stehenden schwarzen Hemdkragen. Unter einem silbergrauen Jackett. Die Ärmel halb in die Höhe geschoben. Eine Stimme bellte einen Befehl, ein Arm legte sich um meine Mitte, drückte mich gegen eine Brust. Das Heulen und Zerren endete. Das Jaulen und Knurren blieb. Rot verschmierte Fänge schnappten nach meinem Bein. Der Arm um meine Mitte riss mich zurück und herum.

»Schaff sie in den Wagen. Ich muss die Hunde loswerden.«
Er. Ein Stoß beförderte mich gegen eine andere Brust. Ich stolperte, knickte abermals um, ging halb in die Knie.

»Komm, tigresa. Ganz langsam«, gurrte Rafael und zog mich gleichzeitig in die Höhe und weiter in seine Richtung. Ich warf den Kopf herum. Hörte mich selbst schluchzen. Eine der Kreaturen sah zu uns her, fletschte die Fänge. Rafaels Griff wurde fester. *Er* breitete die Arme vor uns aus, zischte etwas, scharf und hart. Die Bestie belferte und hob die Lefzen ein Stück mehr. Abermals stieß *er* die gleichen Worte hervor, schärfer diesmal, härter, bleckte seinerseits die Zähne, knurrte tief in der Kehle. Die Bestie duckte sich. Rafael schleifte mich weiter, schob mich über einen verwirrend hohen Schweller auf einen Rücksitz, schloss lautlos die Tür, wechselte auf die Fahrerseite. Zwischen den Ungeheuern beugte *er* sich ein wenig vor, hielt

ihnen die Arme entgegen. Blut sickerte darüber, tropfte auf den Boden. Sie drängelten sich um ihn, leckten es ab, schnappten nacheinander. Immer wieder bleckte er die Zähne, scheuchte sie zurück, bis er sich unvermittelt bückte und irgendetwas auf den Boden kritzelte. Die Bestien jaulten auf, Risse fraßen sich von einer Sekunde zur nächsten durch ihre Körper wie durch vertrocknete Erde. Eine stürzte sich auf ihn, zerfiel noch im Sprung zu Staub. Von den anderen blieb nicht viel mehr zurück. Und selbst das ließ er vom Wind davontreiben.

Schließlich drehte er sich um, kam auf den Wagen zu. Ich wich auf die andere Seite zurück, als er die Hand nach dem hinteren Türgriff ausstreckte. Einen Moment sah er mich durch die getönte Scheibe an. Und stieg vorne ein.

Rafael glitt auf den Fahrersitz. »Zumindest hatte sie genug Verstand, Wasser mitzunehmen.« Er warf die leere Flasche achtlos in den Fußraum der Beifahrerseite und startete den Motor. Wann hatte er sie aufgehoben? Ich hatte noch nicht einmal mehr sagen können, wo genau ich sie fallen gelassen hatte, als diese ›Dinger‹ zum ersten Mal über mich hergefallen waren. Selbst wo meine Tasche abgeblieben war, wusste ich nicht. Die Klimaanlage erwachte zum Leben und verbannte die Hitze endgültig nach draußen. Die plötzliche Kühle ließ mich frösteln.

Ein abfälliges Knurren von *ihm*. »Welcher Verstand?« Er drehte sich zu mir um, musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. Sie waren dunkel. Fast schwarz. Nur um die Pupille herum: ein heller Ring, nahezu farblos. Unwillkürlich drückte ich mich tiefer in die Ecke, tastete nach dem Türgriff. Er zischte. »Denk nicht mal dran. Noch einmal pfeife ich sie nicht zurück.« Hastig nahm ich die Hand weg. »Wenn sie Verstand

